Deutsche Volks- u. Jugendschriften.

8

# Schuld und Gnade.

Erzählung von W. Stöber.



Nördlingen.
Druck und Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.

E. Ade. X. A. Stuttgart.

# Schuld und Gnade.

Erzählung

von

**Wilhelm Stöber.**

Nördlingen.

Druck und Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.

1873.

# Erstes Kapitel.

## Im tiefsten Elend.

Am Abend des 21. Dezember 1765 fehlte Nichts, um die Stube in dem einzigen Wirthshaus zu Osterhofen in der Grafschaft Waldheim recht gemüthlich und traulich zu machen. Der große braune Kachelofen strömte eine angenehme Wärme aus, und die aus einem Kartenblatt geschnittene und mittelst eines Stäbchens an eine halbirte Kartoffel befestigte Schlange, wie man sie noch immer häufig bei den Bauern auf den Oefen stehen sieht, befand sich in kreisender Bewegung. In dem wärmsten Winkel der Ofenbank hatte sich's eine Katze bequem gemacht und bereitete sich durch einen sanften Schlummer auf ihre nächtlichen Jagdpartien vor. Auf dem viereckigen großen Tisch brannte der Kienspahn in einem eisernen Gestell, welcher in jener Zeit die Stelle eines Lichtes oder einer Lampe vertrat und dessen Rauch die Balkendecke der Stube wie mit schwarzen Firniß überzog. Um den Tisch her aber saßen der Wirth mit seinem Weib, zwei Kindern, ein Knabe und ein Mädchen, beide noch unter zehn Jahren, und ein Knecht. Gäste waren wie gewöhnlich nicht da; denn die Bauern blieben zu Haus, wenn nicht etwas ganz besonderes sie zum Besuch des Wirthshauses bestimmte und daß ein Fremder übernachtete, gehörte so wie so zu den größten Seltenheiten, da Osterhofen abseits von der großen Heerstraße lag.

Die Hausbewohner hatten soeben ihren Abendsegen gebetet, das Starkenbuch, aus dem die Wirthin vorgelesen hatte, lag noch auf dem Tisch, und es schickten sich nun Alle an, die Abendbeschäftigungen vorzunehmen, die in Bauernhäusern an Winterabenden gebräuchlich sind. Die Wirthin holte ihr Spinnrad aus der Ecke hervor und begann zu spinnen, der Knecht nahm getrocknetes Föhrenholz von dem Gestell über dem Ofen, um Spähne daraus zu schnitzen, der Wirth pfuschte in die Korbflechterei und besserte einen schadhaften Tragkorb aus. Das Mädchen schälte Kartoffeln, welche zu einem Gemüs für den anderen Tag bestimmt waren und das Büblein half ihr dabei, soweit er nicht seine Aufmerksamkeit dem Kienspahn zuwenden mußte; es lag ihm nämlich das Geschäft ob, denselben zu putzen und wann der eine herabgebrannt war, ihn mit einem andern zu ersetzen. Geredet wurde unter den Leutchen nicht viel; denn die Landleute in Franken sind keine Freunde vom vielen Reden, sondern begnügen sich gern mit dem nothwendigsten. Selber die Kinder verhielten sich ziemlich ruhig, und wenn hie und da eine seltsam gestaltete Kartoffel ihr Lachen erregte, so vermochte dasselbe doch kaum den regelmäßigen Tactschlag des Pendels der schwarzwälder Uhr und das Schnurren der Katze zu übertönen.

Je stiller es aber in der Stube war, desto deutlicher hörte man das Heulen des Nordwestwindes, der mit Macht über die Hochebene daherfuhr und an den zugemachten Fensterläden rüttelte. Ein besonders heftiger Windstoß, der selber die Flamme des Kienspahnes mitten im Zimmer zum Flackern brachte, veranlaßte die Wirthin, ihr bisheriges Schweigen zu brechen; sie wendete sich an den Knecht und sagte: „Michel, hast du doch das Stadelthor recht fest angemacht, daß es der Wind heute Nacht nicht losreißt?“ Der Knecht antwortete: „Ja Frau, aber der Sturm wird scheints immer heftiger und ich will doch lieber noch einmal herumgehen und nachsehen, ob alle Thüren und Läden festgeschlossen sind, der Mond scheint ja hell genug dazu.“

Nach kurzer Zeit kehrte der Knecht zurück und sagte: „Fest zu ist jetzt Alles, ich glaub ohnedem, daß der Wind bald nachläßt; denn es hat angefangen zu schneien und wie! der Schnee liegt schon einen Zoll hoch.“ „Nun das ist recht, erwiederte die Wirthin, so hört doch vielleicht einmal das Sudelwetter auf und wir bekommen weiße Weihnachten, wie sich's gehört.“

Noch mehr erfreut zeigten sich die Kinder über die Nachricht des Knechtes. Der Schnee brachte für sie das Hauptwintervergnügen, das Schlittenfahren, mit. Das kleine Bärbele verlangte sogleich zu wissen, ob ihr und ihres Brüderchens Schlitten in Ordnung seien; denn morgen nach der Schule wollten sie probieren, ob man schon das Geisberglein herunterfahren könne, wo vor dem Jahr eine so schöne Schlittenbahn gewesen sei.

Die Wirthin freute sich über ihrer Kinder Freude und sagte: „Ja, ja, euch ist es recht, wenn's schneit und kalt wird und mir auch; denn wir haben eine warme Stube und alle Tage genug zu essen und Nachts ein warmes Bett. Aber es gibt viele Leute, denen es nicht so ist; Gott soll uns Alle bewahren, daß wir nie erfahren müssen, wie weh Kälte und Hunger thut.“ „Wahrhaftig, fiel der Knecht ein, nebenbei bemerkt ein altes, aber noch immer sehr rüstiges Inventarstück des Wirthshauses zum Tannenbaum in Osterhofen, wahrhaftig an solchen Abenden, wie heut einer ist, da sieht man es, wie man Gott danken darf, wenn man einen warmen Unterschluf hat. Ich bin schon manchmal ein wenig unwirsch geworden, wenn eine Arbeit die andere auf die Fersen getreten hat und gar keine Ruhe war. Aber dann hab ich wieder gedacht: Halt Michel, versündige dich nicht! So lang Gott der Herr Mangel und Noth von dir abhält, mußt du nicht murren, sondern danken und loben.“ „So was, entgegnete die Wirthin, hat neulich auch unser Herr Magister in der Predigt vorgebracht; weißt noch das Sprüchlein, Hännsle, so wendete sie sich an den Knaben, das in der Predigt vorgekommen ist, und das ich dir nachher

auswendig hersagen lehrte?" Hännsleins Gedanken waren bei einer Schlittenpartie und konnten sich so schnell nicht zu dem Spruche zurückwenden. Aber das Bärbele war gleich bei der Hand und sagte: „Ich weiß den Spruch: wenn ihr aber Nahrung und Kleidung habt, so laßet euch genügen." „So ist's recht, Bärbele", entgegnete die Wirthin und fuhr ihrem Liebling mit der Hand schmeichelnd über die glatten Flachshaare, „paß nur recht auf Gottes Wort, denn es ist eine Kraft, selig zu machen Alle, die daran glauben."

„Aber der Herr Magister hat noch etwas gesagt, fuhr der alte Knecht fort, was wir nicht vergessen dürfen; wenn uns Gott gibt, so viel wir brauchen, ja einen Ueberfluß, so sollen wir eine offene Hand und ein offenes Herz für den nothleidenden Nebenmenschen haben, das wäre der beste Dank für Gottes Wohlthaten. Und darauf weiß der Hännsle gewiß ein Sprüchlein, denn er hat's erst gestern für die Schule aufgehabt."

Des Knaben blaue Augen leuchteten heller, denn diesmal wurde an seine Schriftkenntniß nicht vergeblich appellirt; er legte die Hände zusammen, wie er in der Schule beim Hersagen der Bibelsprüche zu thun gewöhnt worden war und sprach: „Wohl zu thun und mitzutheilen vergeßet nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl."

Der Leser fragt sich nachgerade, ob den etwa der Wirth zum Tannenbaum in Osterhofen stumm gewesen sei oder taub oder beides zugleich, weil er keinen Antheil an der Unterhaltung nahm. So schlimm stand es nun mit ihm nicht, und er war mit diesen körperlichen Gebrechen nicht behaftet, aber — er schlief über seiner Korbflechterei ein, wie man dies an ihm so ziemlich an den Winterabenden gewohnt war. Der Korb, an dem er herumgebostelt hatte, lag sammt dem Messer bei den Weidengerten auf dem Stubenboden und er selber balancirte auf dem schmalen Holzstuhl mit der steilen Rückenlehne in einer Weise, die für Jeden, der die Sache nicht gewohnt war, einen sehr halsbrecherischen Anschein hatte. Denn

einmal neigte er sich vorwärts, daß es schien, als werde er mit seinem Kopf auf den harten Eichentisch aufschlagen, das andere Mal bekam sein Haupt nach Hinten das Uebergewicht und man mußte befürchten, es werde ihn Elis Schicksal erreichen. Dabei ließ sich aus seinem Mund und seiner Nase ein Schnauben vernehmen, welches sich anhörte, wie das Gebläs eines Hochofens.

Der Tannenwirth war ein braver und fleißiger Mann und verstand den Landbau, der eigentlich die Hauptsache war, während die Wirthschaft nur so nebenher ging; aber das Pulver hätte er nicht erfunden, wenn dieß nicht schon der auf Chemie erpichte Mönch besorgt haben würde; das schadete jedoch nichts, hatte er doch sein Weib, die war gescheidter, als irgend eine im Dorf und konnte für ihn denken und Haar auf den Zähnen hatte sie auch, wie es sich für eine Wirthin gebührt. Ja, seine Margret paßte gerade für ihn, und wenn sie auch die Hosen anhatte, wie man sagt, so war's ihm um so lieber, denn er brauchte dann seinen Kopf nicht anstrengen mit Ueberlegen und Sorgen.

Wie lang der Tannenwirth übrigens noch auf seinem Stuhl balancirt hätte und ob er nicht schließlich doch herabgefallen wäre, wie es auch schon vorgekommen, muß dahingestellt bleiben, denn er konnte des Schlummers nicht weiter pflegen.

Bisher hatte nämlich der Hofhund keinen Laut von sich gegeben. Bei dem schlechten Wetter war den ganzen Abend kaum Jemand am Wirthshaus vorüber gegangen, das am äußersten Ende des Dorfes stand; wenigstens hatte sich der Sultan nie bemüßigt gefunden, die warme Ecke in seinem strohgefüllten Häuschen zu verlassen, und sich dem kalten Nordwest bloß zu stellen. Aber nun fuhr er heraus mit wüthendem Gebell und arbeitete sich in Kurzem in einen solchen Pflichteifer hinein, daß sein Bellen in Heulen und zuletzt in eine Art von Schnarchen oder Gurgeln überging. Dabei riß er an der Kette, daß sie klirrte.

Wegen eines Dorfbewohners hätte sich der Sultan

nicht so echauffirt, denn er kannte sie alle von Angesicht. Das wußte die Wirthin und das Bellen ihres treuen Hofhundes war ihr deshalb ein Zeigen, daß sie jetzt in später Abendstunde, es ging schon auf 9 Uhr, und in diesem greulichen Wetter noch fremde Gäste zu erwarten habe. Wer mochten sie wohl sein? Der Klopfer an der Hausthüre ließ sich vernehmen: drei Schläge schnell hinter einander, als wolle der Draußenstehende so bald als möglich unter Dach und Fach kommen.

Die Wirthin weckte ihren Mann, während der Knecht eine Laterne anzündete und aus der Ecke einen schweren Stock von Wachholder hervorholte. „He, Andres! schrie sie ihre andere Hälfte an, wach auf!" Ein starker Ruck am Kittelkragen begleitete ihre Worte und hatte die Wirkung, daß der Andres seinen Schlummer mit einer kräftigen Schnarchcadenz beschloß und die schweren Lider seiner Augen aufriegelte. „Was gibt's? fragte er schlaftrunken, „soll ich vielleicht jetzt ins Bett?" „Nein", erwiederte die Wirthin, „es kommen noch Fremde."

Noch schneller und ungeduldiger erklang der Klopfer der Thüre und das Wüthen und Toben Sultans wurde wo möglich immer ärger.

Der Wirth ernüchterte sich und ging mit dem Knecht hinaus an die Hausthüre, die Wirthin folgte. „Wer ist draußen?" fragte sie, ehe ihr Mann den schweren Querbalken aufhob, mit dem die Thüre geschlossen war. Im Sausen des Sturmes und vor dem Bellen des Hundes konnte man kaum eine Stimme vernehmen, die um Gottes Willen um Einlaß bat, und zwar nicht in der Mundart des Landes, sondern in feiner hochdeutscher Sprache.

Es war der Wirthin, als hätte sie aus dieser Stimme tiefes Leid heraustönen hören. „In Gottes Namen" sagte sie zum Wirth, „mach auf, Andres!"

Im bleichen Mondlicht standen zwei Personen draußen, ein Mann und eine Frau, die offenbar sehr erschöpft waren;

denn schwankenden Schrittes gingen sie auf die Einladung der Wirthin über die Hausschwelle und in die Stube.

Hier konnten die Wirthsleute ihre Gäste sich erst näher ansehen, im Schein des Kienspahns und der Laterne, die der Knecht wieder mit hereingebracht hatte. Den scharfen Augen der Wirthin entging es trotz der mangelhaften Beleuchtung nicht, daß sie Kleider trugen, welche einmal schön gewesen sein mußten, aber nun in ihrem zerrissenen und zerlumpten Zustand einen traurigen Beweis von dem Verfall der Vermögensumstände derer ablegten, welche damit zumal in der Winterszeit ihre Blöße zu decken genöthigt waren.

Der Mann, eine große, kräftig gebaute Figur, aber mit einem mageren und abgehärmten Angesicht, sank mit einem leisen Seufzer, wie gebrochen auf eine Bank nieder, Und erst die Frau! kaum erreichte sie mehr die Bank, so schwer waren ihre Füsse und als sie neben dem Mann saß, stützte sie den Kopf anf beide Hände und die um die unerwarteten Gäste versammelten Hausbewohner gewahrten, wie Thräne um Thräne ihr an den feinen, vom Frost gerötheten Fingern herabrann.

Was war aber das, was der Mann aus einem um die Brust gebundenen großen aber zerfetzten Tuch herauswickelte? Die Wirthin konnte sich nicht enthalten, die Hände zusammenzuschlagen und auszurufen: „daß sich Gott erbarm!“ obgleich das, was zum Vorschein kam, an und für sich nicht erbarmungswürdig war. Denn es war ein feines Büblein von ungefähr vier Jahren mit hübschem Gesicht und prächtigen blonden Locken. Es hatte an der Brust seines Vaters trotz Sturm und Unwetter den kostbaren Schlaf der Kindheit geschlafen und wachte auch jetzt nicht auf, als ihm aus dem großen Umschlagtuch von seinem Vater ein Bettlein auf der Ofenbank bereitet und es darauf gelegt wurde.

# Zweites Kapitel.

## Barmherzige Leute.

Es waren seit der Ankunft der sonderbaren Gäste schon mehrere Minuten verronnen, ohne daß zwischen ihnen und den Wirthsleuten ein Wort wäre gewechselt worden. Zu verwundern war dies nicht; denn die Ankömmlinge waren ganz erschöpft und kaum fähig, ihre Gedanken auf ihre Umgebung zu richten, und die Wirthsleute, oder eigentlich die Wirthin, denn sie führte bei wichtigen Angelegenheiten das Wort, wollte in dem Zartgefühl, das ganz einfachen aber christlichen Leuten immer eigen ist, der Gäste nicht mit Fragen belästigen oder bestürmen.

Als der Mann seinem Büblein auf der Ofenbank ein Lager bereitet und es darauf gelegt hatte, da unterbrach die Wirthin das bisherige Schweigen; sie ging auf den schlafenden Knaben zu und sagte: „Erlaubt einmal, mein Herr, für das Kind weiß ich eine bessere Lagerstatt“. Sie nahm den Knaben sanft und vorsichtig auf und legte ihn zu Füssen in das Lotterbett, wo es freilich bequemer und weicher war, als auf der harten Bank.

Doch da muß ich dem Leser, der nicht bei uns in Franken zu Haus ist, zuerst erklären, was ein Lotterbett ist. Eine vortreffliche, höchst praktische Einrichtung! In jeder Bauernstube in unseren Gegenden steht ein zweischläfriges Bett, mit einem Himmel, von dem Vorhänge, gewöhnlich von weiß und rothgestreifter Leinwand, bis zum Boden herab hängen. Dieses Bett, das Lotterbett, ist meistens nicht benützt; denn der Bauer, schläft mit Weib und Kind in der Kammer neben der Stube. Aber in Krankheitsfällen, Kindbetten und dergleichen, wo die kalte Kammer doch nicht recht praktikabel wäre, muß das Lotterbett seine Dienste thun.

Hier also in den vom nebenstehenden Ofen wohl durchwärmten Kissen wurde das arme Büblein untergebracht und die Wirthin versäumte nicht, ihm die zerrissenen, vom Schneewasser durchweichten Schühlein und Strümpflein auszuziehen

und seine Füßchen mit einer Wollendecke noch extra zu umhüllen.

Der Fremde war dem Thun der barmherzigen Frau mit den Augen gefolgt und sagte in hochdeutscher Sprache, die aber einen etwas ausländischen Accent an sich hatte: „Gott soll es Euch lohnen, liebe Frau, was ihr an dem Kind thut, ich kann es Euch nicht vergelten.“

Die zwei Wirthskinder waren an das schlafende Büblein herangeschlichen und betrachteten es mit der Neugier, die man bei Dorfkindern, welche selten fremde Leute sehen, gewöhnlich findet. Die Wirthin aber, welche durch die Worte des Fremden sich ihrer bisherigen Zurückhaltung entbunden glaubte, fragte denselben: „Wie kommt es denn um des Himmels willen, daß Ihr in später Abendstunde und bei einem Wetter, wo der Fuchs seine Nase nicht aus seinem Bau herauszustecken wagt, in ein einsames Dorf Euch verlauft? Wißt Ihr denn, daß Ihr mit genauer Noth dem Tod entronnen seid?“ „Ja das weiß ich wohl“, erwiederte der Fremde; „vor einer Stunde glaubte ich es nicht anders, als daß bald der Schnee als Leichentuch über unsere erstarrten Körpern liegen werde. Es wäre vielleicht am Besten so gewesen“, setzte er düsteren Blickes hinzu.

Die Frau neben ihm zuckte schmerzlich zusammen und der Wirthin, die bei aller ihrer Energie eine mitleidige Frau war, kamen die Thränen in's Auge über diese Worte des Fremden, die Zeugniß ablegten von dem Leid, das seine Seele so tief darnieder drückte. Doch konnte sie sich nicht enthalten, zu bemerken: „Ich meine doch, es wäre besser, wenn Ihr Gott danktet, der Euch errettet hat, statt ihn zu lästern.“

Der Fremde achtete nicht auf ihre Worte, sondern fuhr fort: „In dem Dorf da drunten im Thal hat man uns gesagt, wir sollten die große Heerstraße verlassen und über die Berge nach Waldheim gehen, wohin wir wollten, wir würden dann einen großen Umweg ersparen. Wir befolgten den Rath, aber es wäre bei einem Haar zu unserem Ver-

derben ausgeschlagen. Im Wald verirrten wir uns, es wurde Abend. Der schreckliche Sturm raste immer ärger, und ein Schneetreiben begann, daß man keine drei Schritte vor sich sehen konnte. Unsere Ermattung stieg auf's Höchste; halb unbewußt wanderten wir fort und ich weiß jetzt noch nicht, wie wir das Dorf erreichten. Aber" und dabei wurde der Ausdruck im Gesichte des Fremden ängstlich und seine Augen richteten sich gespannt auf die Wirthin, „Ihr könnt mich jetzt mit Weib und Kind in Sturm und Schnee wieder hinausjagen, denn ich kann Euch keinen Heller bezahlen, ich bin ein Bettler!"

Wie ein schneidender Wehruf klangen diese letzten Worte und der Fremde verbarg sein Gesicht in den Händen, während krampfhaftes Schluchzen, das er nicht zu unterdrücken vermochte, seinen Körper erschütterte. Die Frau schlug ihren Arm um seinen Hals und aus ihrem abgehärmten bleichen Antlitz, das aber trotzdem von großer Schönheit war, schauten ihre blauen Augen flehend auf die Wirthin und den Wirth, den das Schluchzen des Fremden denn doch von seinem Stuhl, wo er bereits wieder mit dem Schlafe rang, aufgetrieben hatte. Er wollte reden, wenigstens hatte er die Hand erhoben, und den Mund aufgethan. Aber die Wirthin sagte: „Halt Andres, ich weiß schon, was du willst, laß mich nur machen!" Der Angeredete zog sich gehorsam auf seinen Stuhl zurück, und die Tannenwirthin — nebenbei gesagt redete im Dorf kein Mensch vom Tannenwirth, sondern nur von der Tannenwirthin — beeilte sich, ihre Gäste zu beruhigen.

„Nein, nein", sagte sie, „den Gedanken laßt Euch nicht anfechten! Mögt Ihr sein, wer Ihr wollt, Ihr seid unglücklich und arm; wir haben noch keinen Armen von unserer Thüre gewiesen, und Ihr werdet uns wohl nicht zutrauen, daß wir Euch Obdach versagen in einem Wetter, in dem man keinen fremden Hund aus dem Hause jagen würde."

Und nun begann die rührige Frau für ihre Gäste zu sorgen, in einer Weise, wie diese es wohl nicht gewöhnt waren.

Auf ihr Geheiß holten der Wirth und der alte Michel aus der Scheune Stroh und aus der oberen Stube Bettstücke, um der Einquartierung, die Gott ins Haus geführt hatte, ein Lager zu bereiten, was auch in kurzer Zeit geschehen war. Die Wirthin hatte sich unterdessen in der Küche zu thun gemacht, wobei ihr das Bärbele, ihr kleines Ebenbild, munter zur Hand ging.

Es dauerte nicht lange, so stellte sie zwei dampfende Schüsseln auf den Tisch. Die arme Frau ergriff ihre Hand, drückte sie mit beiden Händen und sagte mit weicher, von Thränen fast erstickter Stimme: „Das möge Euch einst der Herr vergelten, welcher spricht: Was ihr an dem geringsten unter diesen meinen Brüdern thut, das habt ihr mir gethan.“

Daß sie ein Bibelwort aus dem Munde der fremden Frau hörte, das bekräftigte die Wirthin vollends in der Meinung, daß sie ihre Wohlthaten nicht an Unwürdige verschwende. Wenn reiche Leute an ihrem Tisch gesessen wären, so hätte sie nicht freundlicher sagen können: „Gesegnete Mahlzeit!“ als sie jetzt that, da sie aus der Einen Schüssel den Fremden eine treffliche Rahmsuppe mit Eiern auf ihre Teller herausfaßte.

„Aber halt“, sagte sie, „das Büblein dürfen wir doch auch nicht vergessen, es wird ihm gewiß schmecken.“ Damit ging sie an das Lotterbett und nahm den Knaben heraus. Er erwachte jetzt und sah sich mit großen Augen im Zimmer um. Aber als er seine Eltern gewahr wurde, blieb er ganz gerne auf dem Schoos der Wirthin sitzen; er war offenbar schon viel mit fremden Leuten in Berührung gekommen und scheute fremde Gesichter und fremde Umgebung nicht.

Die Wirthin wollte ihm eben den ersten Löffel Suppe in den Mund schieben, da faltete er auf einen Wink seiner Mutter seine Händchen und betete mit einem feinen Kinderstimmchen im schönsten Deutsch: „Aller Augen warten auf dich und du gibst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit, du thust deine milde Hand auf und sättigest alles, was da lebet, mit

Wohlgefallen. Amen". Dieß war für das weiche Herz der Wirthin zu viel; die Thränen rannen ihr über die Wangen herab und indem sie das liebliche Kind fest an sich drückte, rief sie aus: „Ja, ja, der die jungen Raben speist, der hat auch deiner nicht vergessen!"

Die Fremden konnten der Mahlzeit, die ihnen die barmherzige Wirthin vorgesetzt hatte, trotz alles Zuredens derselben, keine große Ehre anthun, ihre Erschöpfung war zu groß. Desto besser schmeckte es dem Büblein. Die Wirthskinder fütterten abwechselnd den kleinen Fremdling mit dem Katzengeschrei (Schinkenschnittchen in Schmalz und Eiern gebacken) und freuten sich, wie er mit Wohlbehagen die saftigen Bissen hinunterschlang, gleichwie die kleinen Schwälblein die Fliegen, mit denen sie von ihren Alten geäst werden.

---

## Drittes Kapitel.

### Noch ein Gast.

Die Tannenwirthin hatte gemeint, ihre Gäste würden bei ihr über Nacht bleiben und am kommenden Morgen mit einem „Vergelts Gott!" ihren Wanderstab weiter setzen. Aber es kam anders, und ihre Barmherzigkeit sollte auf eine weitere und um vieles schwerere Probe gestellt werden.

Es mochte eine oder zwei Stunden über Mitternacht sein, der Sturm hatte sich so ziemlich gelegt und fuhr nur noch in einzelnen Stößen über die Hochebene, gleichsam murrend darüber, daß ihm seine Macht genommen sei; der Mond schaute hie und da durch die jagenden Schneewolken und goß sein Licht über die neue glänzend weiße Schneedecke aus; seine Strahlen fielen auch durch die zwei in die Läden eingeschnittenen runden Oeffnungen in die Kammer, wo der Tannenwirth mit seiner Frau und den Kindern zu schlafen pflegte und als die Tannenwirthin um die angege=

bene Zeit erwachte, mußte sie sich mehrmals die Augen wischen, ehe sie unterscheiden konnte, ob die Hellung in der Stube vom Mondschein herrühre oder ob schon der Morgen anbreche.

Als sie sich von ersterem überzeugt und auch nachgesehen hatte, ob ihre Kinder hübsch warm zugedeckt seien in der kalten Kammer, versuchte sie wieder einzuschlafen und den Traum fortzusetzen, den sie eben gehabt hatte, von einer reichen Herrschaft, die mit Wagen und Pferden bei ihr eingekehrt sei und die Ducaten behandelt habe, wie Rechenpfennige. Aber es wollte sich nicht recht machen mit dem Einschlafen. War das Schnarchen des Tannenwirths daran Schuld, das gerade so klang, als wenn man mit einer großen Waldsäge einen Eichstamm durchsägt, oder was sonst, die Tannenwirthin blieb wach; ihre Augen waren auf die zwei glänzend beleuchteten Löcher in den Fensterladen gerichtet und ihre Seele verweilte bei ihren seltsamen Gästen und grübelte, wer oder was sie wohl wären, von wannen sie kämen und wohin sie wollten. Und je mehr sie sich das schöne und sanfte Angesicht der fremden Frau vorstellte und an das wunderschöne Knäblein dachte, die jetzt im tiefen Winter im äußersten Elend sich befanden, desto mehr wuchs ihr Mitleid und sie beschloß fest, am Morgen aus dem Wandschränklein einen dicken Maria-Theresiathaler herauszuholen und ihn der fremden Frau mitzugeben als Zehrpfennig.

Ueber diesem löblichen Vorsatz wäre sie wohl wieder eingeschlafen, wenigstens begannen die hellen Punkte an den Fenstern vor ihren Augen zu verschwimmen, wenn sie nicht in der anstoßenden Stube etwas gehört hätte, was ihre Augen wacker und ihre Ohren scharf machte.

Die Stimme der fremden Frau, welcher die barmherzige Tannenwirthin das Lotterbett überlassen hatte, ließ sich vernehmen. „Richard, Richard!“ rief sie und dann folgten einige Worte in einer Sprache, welche im Tannenwirthshaus zu Osterhofen wohl noch nicht gesprochen worden war,

so lang es stand. Wenn aber auch die Wirthin die Worte nicht verstand, ihr Sinn war ihr klar aus dem Ton, in dem sie ausgestoßen wurden, es war ein Hilferuf, ausgepreßt von großer Angst.

Sie lauschte. Der Fremde, der also Richard hieß, hörte seine Frau nicht, er schlief offenbar den bleiernen Schlaf äußerster Ermüdung. Noch einmal klangs: „Richard, Richard!“ noch ängstlicher und flehender als zuvor und als wieder keine Antwort erfolgte, war es ihr, als höre sie leises Schluchzen und Wimmern.

Die Tannenwirthin sprang mit gleichen Füssen aus dem Bett und in ihre Kleider. Beim Lichtmachen schlug sie sich vor lauter Hast mit dem Stahl ein paar Mal tüchtig auf die Finger, bis sie Feuer zusammenbrachte. Endlich brannte das Licht; im nächsten Augenblick stand sie am Bett der fremden Frau und leuchtete ihr in das bleiche Antlitz mit den großen blauen Augen, die so ängstlich und so flehend auf die Wirthin gerichtet waren.

„Was ist Euch denn, seid Ihr krank geworden? Es wäre kein Wunder auf die Anstrengung und die Angst hinauf, die Ihr gestern Abend ausgestanden! Ihr seht furchtbar bleich aus!“ so stieß die Tannenwirthin hervor. Die fremde Frau konnte ihr nicht antworten. Die Muskeln ihres Gesichtes zuckten, wie wenn ihr Körper von heftigen Krämpfen durchwühlt wäre und aus ihrem Mund kam ein Stöhnen, das der Wirthin durch die Seele ging.

„Heiliger Gott, was ist das!“ rief sie, „sie stirbt mir am Ende unter den Händen!“

Doch auf lange konnte der Schrecken die Energie der Tannenwirthin nicht zurückdrängen. Sie faßte sich schnell und wollte vor Allem den Fremden, der am Boden auf dem Strohlager lag, wecken. Aber es ging nicht, alles Rütteln und Schütteln des Schlafenden bewirkt weiter nichts, als daß er mit dem rechten Arm in die Luft hieb, als ob er gegen einen Feind sich mit dem Säbel vertheidigte und dazu murmelte: „Hurrah! Attaquiren! Trompeter blas!“

Mittlerweile war das Stöhnen der fremden Frau immer heftiger geworden, und dies trieb die Wirthin, außer dem Haus Succurs zu suchen; denn mit ihrem Andres war in einem solchen Fall doch nichts anzufangen. Sie nahm ein Tuch um, und lief über die breite Dorfgasse zu ihrer Nachbarin, der alten Schullehrerin, die eine halbe Doctorin war und mit Hausmitteln soviel und mehr ausrichtete, als der Herr Physikus drunten in Waldheim mit seinen maßgroßen Arzneigläsern.

Es dauerte keine Viertelstunde so stand die Tannenwirthin mit ihrer Hilfsmannschaft wieder am Bett der Fremden — und mußte sich, so ernst die Sache war, auslachen lassen. Die Schullehrerin hatte kaum die Fremde gesehen und ihr Stöhnen gehört, so sagte sie: „Nun Margreth, der Schrecken muß dich ganz auseinander gebracht haben; man meint gerade, du seiest selber noch nie in Kindsnöthen gewesen".

Jetzt ging der Wirthin ein Licht auf und sie wollte den Michel wecken, daß er schleunigst nach Waldheim hinunter laufe, die Amme zu holen. Die Schulmeisterin gabs nicht zu, es sei schon zu spät und sie wolle selber mit Gottes Hilfe zusehen, was sich thun lasse. Vor allem müsse man schauen, die Frau aus ihrer Ohnmacht zu sich zu bringen. —

Wir lassen die Schulmeisterin und die Wirthin ihre Werke der Barmherzigkeit unbeschrieben vollbringen und sagen nur soviel: „Das bleiche Licht des Wintertages schaute schon zum Fenster herein, als der Fremde auf seinem Strohlager nach langem erquickenden Schlafe erwachte. Er konnte sich anfangs nicht recht in die neue Umgebung finden, seine Augen wanderten unstät von einem Gegenstand zum andern. Aber allmälig kehrte ihm die Erinnerung an die Ereignisse des vergangenen Abends zurück. Er strich mit seiner Hand über den blonden Lockenkopf des neben ihm noch schlummernden Knaben. Dann sprang er auf, wohl um nach seiner Frau zu sehen. „Still doch!" flüsterte ihm die

Schulmeisterin zu, die er nicht bemerkt hatte, weil sie in der Ecke der Ofenbank saß, „da kommt einmal her und schaut!“ Als der Fremde zu ihr herantrat, hielt sie ihm ein rothgeblümtes Wickelkissen entgegen, in dem ein schönes sanft schlummerndes Kind lag.

Ein Ausruf des Staunens kam über seine Lippen; das Ereigniß, was jetzt schon eingetreten war, hatte er erst in Monatsfrist erwartet. Aber in seinem Gesichte ließ sich nichts von einer Vaterfreude sehen. „Im Elend geboren, zum Elend verdammt!“ murmelte er. Doch nahm er das Kind auf seine Arme, seine Züge wurden weicher und es rannen ein paar große Thränen über seine eingefallenen Wangen herab.

„Und meine Frau?“ rief er; er hatte im ersten Augenblick ganz vergeßen, daß das Kind, welches er in den Armen hielt, nicht geboren werden konnte, ohne daß seine Mutter in schwere Todesgefahr kam.

Die Schulmeisterin nahm ihn bei der Hand und führte ihn an das Bett. Als sie die rothgestreiften Vorhänge aus einander schlug, lag die Fremde im sanften Schlummer und ihre bleichen Wangen waren von dem Wiederschein der Vorhänge rosig angehaucht.

Ein Strahl von Freude glitt über des Fremden Angesicht; die Schulmeisterin bemerkte es und flüsterte: „Also, sage ich, dankt Gott, denn es ist Alles über Erwarten gut gegangen und der Schlaf, der sich eingestellt hat, ist für Eure Frau Goldes werth. Ich kann mich in Eure Lage wohl hineindenken, aber ich sag noch einmal: dankt Gott! und laßt ihn für das weitere sorgen. Vor der Hand seit Ihr bei barmherzigen Leuten, die gerne ein Uebriges thun und dann: Sorget nicht für den andern Morgen! Es ist genug, daß jeder Tag seine eigene Plage habe.“

# Viertes Kapitel.

## Weihnachtsabend im reichen Haus.

Die Gedanken fliegen so schnell, als der elektrische Funke, durch den jetzt die Menschen über Länder und Meere hinweg mit einander sprechen. Und darum fällt es auch dem Leser gar nicht schwer, dem Erzähler von dem stillen Dorfwirthshaus im Frankenland zu folgen in die reiche Stadt am Leck, wie die Holländer diesen Arm des Rheines nennen, nach Rotterdam.

Es ist Weihnachtsabend, einer, wie er sein soll, reinlicher Schnee ist ausgebreitet über Dächer und Straßen, am Himmel die unzählbaren Heere der glitzernden Sterne und der volle Mond, der sein bleiches Licht ausgießt über die Stadt, über den Strom und die vielen Kanäle, in denen die steigende Fluth die noch dünnen Tafeln des Eises über einander schiebt und an einander reibt, daß ein eigenthümliches, aber heimliches Rauschen und Flüstern entsteht.

Ein stattliches Haus ist es, in welches der Erzähler den freundlichen Leser an diesem schönen Weihnachtsabend einführt. Die lange Front mit den Erkern an den Ecken, welche durch die drei Stockwerke hinauflaufen und oben in zierlichen Thurmspitzen sich endigen, die theilweise vergoldeten kunstreichen Eisengitter im Erdgeschoß, das blitzende Messingbeschläg am großen Einfahrtsthor, die hohen Fenster mit den großen Spiegelscheiben, die das Mondlicht wie Silbertafeln zurückwerfen, die aus Blech gemachten seltsamen Seeungeheuer an den Dachrinnen, denen der angehängte Schnee und Reif noch phantastischere Gestalten verleiht, das Alles spricht laut genug, daß dies Haus ein reiches Haus sei und Jedermann in Rotterdam weiß, daß dasselbe dem reichen Kaufherrn Heinrich van Berndel gehört, dem Chef der Firma van Berndel und van Diehl.

Zwei Fenster im obersten Stockwerk sind so glänzend erleuchtet, trotz der vorgezogenen feinen Spitzenvorhänge, daß das Zimmer, zu welchem sie gehören, in einem Meer von

Glanz und Licht schwimmen muß. Es ist da offenbar Weihnachtsabendbescherung.

Ja, und zwar eine solche, wie sie nur reiche Leute herstellen können. An einer der zierlich getäfelten Wände baut sich eine Gruppe von Orangenbäumchen auf, deren Blätter alle glänzen, als hätte der Gärtner jedes einzelne mit feuchtem Pinsel sorgsam von Staub gereinigt. In den grünlakirten Kübeln mit den messingnen Reifen stehen allerlei Blumen, gleichsam als wären sie da gewachsen; Krokus in verschiedenen Farben in dem einen, in einem andern erheben die Hyacinthen ihre süßduftenden Blüthenstengel, aus einem Dritten schauen die Aurikeln mit ihrem sanften braunen Auge, und dort neigen prächtige Tulpen ihre stolzen Häupter. Vor dieser Baum- und Blumengruppe steht ein mit reichem Stoff überhangener Tisch, beladen mit Geschenken, die nicht minder Zeugniß ablegen von dem Reichthum des Gebers; den Mittelpunkt bildet ein Kleid von dunkelblauer schwerer Seide aus Lyon, am Hals und an den Aermeln reich verziert mit den kostbaren Spitzen von Brabant und auf dem Kleid steht ein Etui, aus welchem dem Beschauer das feurige Roth eines Rubinschmuckes entgegenglüht. Die fünfzig Wachskerzen auf dem Kronleuchter von Bergcrystal machen es dem Mond unmöglich, auch nur einen leisen Schimmer auf den bunten Teppich des Fußbodens zu werfen.

Doch der Leser schaut sich in all dieser kalten Herrlichkeit um nach warmen Herzen, die sich dran erfreuen, in denen die Freude des Gebens und Empfangens ihre hellen Lichter angezündet hat.

In dem Gemach voll Glanz und Schimmer ist nur Ein menschliches Wesen, ein junges Mädchen. Sein schlanker Körper ist in ein weißes Gewand gekleidet, ohne weiteren Schmuck, als den der Spitzen, mit denen es ausgeputzt ist und durch die langen, blonden Locken schlingt sich ein blaues Band, oben zusammengehalten durch eine Agraffe von Granaten. Die gefalteten Hände sind auf das Seidenkleid aufgestützt, das auf dem Tische liegt, die Augen wandeln theilnahmslos

über die Bäume, die blühenden Blumen und bleiben zuletzt haften auf den im dunkeln Feuer glühenden Rubinen. Sind's die Strahlen, die die Edelsteine dem Mädchen in's Auge schießen, oder was sonst: Thränen steigen auf und fallen auf das Kleid herab, an dem sie hängen bleiben und wie Thautropfen die Morgensonne, so den Schimmer der Lichter wiederspiegeln.

Der Schmerz des Mädchens wächst noch; Schluchzen erschüttert ihren Körper, sie sinkt vor einem Stuhle auf die Kniee nieder und verbirgt ihr liebliches aber jetzt vom Schmerz zerrissenes Angesicht in den weichen Sammetpolstern.

Draußen auf dem Thurm der nahen Kirche schlägt es sieben Uhr; gleich darauf setzt das Glockenspiel ein und durch die stille Nacht erklingt die Melodie des schönen Lutherliedes:

„Vom Himmel hoch, da komm ich her,
Ich bring Euch gute neue Mähr,
Der guten Mähr' bring ich soviel,
Davon ich singen und sagen will."

Das Mädchen erhebt lauschend das Haupt und ihre Hände falten sich. Viel hundertmal hat sie das Glockenspiel gehört und oft sich belästigt gefühlt von dem ewigen Geklingel, aber jetzt fallen die milden Glockenklänge gar sänftigend in ihr trauriges Herz. Sie steht auf, geht an's Fenster und schlägt den Vorhang zurück; ihr Auge taucht tief in die unendlichen Fernen des gestirnten Himmels. Die unzähligen Sternlein kommen ihr vor, wie Weihnachtslichter, die der allbarmherzige Gott den armen Menschen angezündet hat, um ihnen seine Liebe zu zeigen, seine Liebe, die den eingebornen Sohn auf Erden sandte, um Trost und Frieden wiederzubringen, seine Liebe, die auch für alle Herzenswunden den rechten Balsam hat.

Beruhigter läßt sie den Vorhang wieder herabgleiten und nimmt von dem am Fenster stehenden zierlich gearbeiteten Tischchen ein kleines Kästchen, das zur Aufbewahrung der zum Nähen und Sticken nothwendigen Sachen dient. Mit

dem Kästchen in der Hand kehrt sie zurück unter den Kronleuchter in das volle Licht der Kerzen. Ein Druck ihrer Hand auf eine verborgene Feder: und die Schildkrotplatte, welche den Deckel des Kästchens verziert, springt zurück, es kommt das Bild eines schönen jungen Mannes von ungefähr zwanzig Jahren zum Vorschein. Das Mädchen betrachtete das feine lächelnde, von blonden Locken umrahmte Antlitz des Mannes lange mit liebevollen Blicken und sagte dann leise vor sich hin: „Ach wenn du noch bei uns wärest, so wäre Vieles anders und besser! Nun Gott wird's versehen!"

Wenn übrigens der freundliche Leser meint, der junge Mann, auf dessen Bildniß das Auge des Mädchens ruht, sei ihr Geliebter oder Bräutigam gewesen, nach dessen leibhaftiger Gegenwart sie in sehnsüchtiger Liebe schmachtete, so will ich ihn allsogleich aus diesem Irrthum reißen. Das Bildniß zeigte die größeste unverkennbarste Familienähnlichkeit mit des Mädchens eigenem Angesicht und unter demselben stand geschrieben: „Richard van Berndel seiner lieben Schwester Philippine."

Das Mädchen, welches unter all der Weihnachtsabendherrlichkeit so traurigen Gedanken nachhängt, ist des reichen Kaufherrn Heinrich van Berndel einzige Tochter.

Auf dem Gang vor Philippinens Zimmer ließen sich Schritte vernehmen und eilends drückte sie die Schildkrotplatte wieder zu und stellte das Kästchen auf seinen vorigen Platz zurück. Es klopfte und auf das „Herein" trat eine ältliche, einfach, aber mit der größesten Accuratesse und Reinlichkeit gekleidete Frau ein. Aus der schneeweißen Spitzenhaube sah ein Gesicht heraus, auf dem Sorgen und bittere Erfahrungen manche Falten gegraben hatten, aus welchen aber auch die größeste Freundlichkeit und mütterliche Sorgfalt sprach. Philippine lief der Frau entgegen, die ihre Hand ergriff und mit der anderen ihr das blonde Haar liebkosend aus der Stirne strich. „Mein Kind ist wieder traurig gewesen, sagte sie leise, ich sehe es an den Falten, die nicht auf eine solche junge Stirne gehören und an den

verweinten Augen, hat wieder an den gedacht, den wir so gern zurückwünschen möchten, aber nicht zurückbringen können." Diese Worte brachten bei der Angeredeten die traurigen Gedanken mit erneuter Gewalt zurück und indem sie sich der treuen Pflegerin ihrer Kindheit und Jugend in die Arme warf, schluchzte sie: „Ach ich fühle mich manchmal so schrecklich allein und einsam; ich meine der Vater wird mit jedem Tag unzugänglicher und abgeschlossener, viel mehr noch, als er es von jeher war; und mit ihm über das sprechen, was mein Herz bewegt oder ihm klagen, was mich traurig macht, davon ist ja gar nicht die Rede. Ich wäre wahrlich mitten in Glanz und Reichthum unglücklicher und elender, als die ärmste Bettlerin in dieser Stadt, wenn ich dich nicht hätte, mein Mütterchen!"

Schmeichelnd legte das Mädchen bei diesen Worten ihre blühende Wange an die der Frau, wie etwa ein Kind thut, das gern geliebkost sein möchte. Die Frau drückte ihren Körper fest an sich, und während ihre Augen in Thränen schwammen, sprach sie: „Sei ruhig, ich verlasse Dich nicht, und mein Herz steht dir offen zu jeder Zeit. Aber allzusehr der Traurigkeit nachhängen, ist nicht recht. Du weißt, ich hätte eben so viel Ursache dazu, als Du, oder eigentlich noch viel mehr. Aber ich trags mit Gottes Hilfe."

Sie ließ das Mädchen aus ihren Armen, und ging zu dem Tisch, der die reichen Weihnachtsgeschenke Philippinens trug. Ihre weibliche Neugierde litt es doch nicht anders, als daß sie dieselben besichtigte. Ihre Hand prüfte den schweren Seidenstoff des Kleides und sie lobte die kunstreichen Spitzen, mit denen es verziert war: „du mußt dich prächtig ausnehmen in diesem Kleid, Pinchen, sagte sie mit Blicken mütterlicher Zärtlichkeit die schlanke Gestalt des Mädchens überfliegend, „und erst der Schmuck von Rubinen! Wie, laß einmal sehen!" Mit diesen Worten legte sie das Collier Philippinen um den Hals und befestigte das Diadem in ihrem Haar: „Prächtig!" sagte sie, „da schau einmal in den Spiegel, Pinchen!" Sie zog das Mädchen an den

hohen, vom Boden bis zur Decke reichenden Spiegel. Aber ihre Bemühung, ihren Pflegling aus seinen traurigen Gedanken zu reißen, waren umsonst. Das Gesicht, das der Spiegel wiedergab, wollte gar nicht recht passen zu dem leuchtenden Schmuck.

Seufzend nahm sie Halsband und Diadem wieder weg und legte es zurück in das Etui. „Ist dein Vater dagewesen?" fragte sie dann. „Ja", erwiederte Philippine, „und er war Anfangs auch recht freundlich und ich zwang mich, eine große Freude über die Geschenke zu zeigen. Er hat Alles selbst mit aufgestellt und hergerichtet, sagte mir vorhin der alte Jacob, es sollte so prächtig werden, wie nur möglich." „Siehst du, Pinchen", fiel Frau Schoppmann, das war ihr Name, dem Mädchen in die Rede, er liebt dich doch, mehr als du glaubst." „O, wenn er dieß nur einmal ausspräche, wenn er nur einmal sein Kind, das einzige, das ihm geblieben, in seine Arme nähme und küßte, wenn ich nur mehr bei ihm sein und ihm alles thun dürfte, was ich ihm an den Augen absehen kann, so wäre ich ja zufrieden, trotz allem, was geschehen ist. Aber es kommt nicht soweit, es ist als ob eine Scheidewand zwischen mir und ihm stände. Heute war er Anfangs, wie gesagt, so lieb und freundlich. Aber auf einmal war's anders; sein Blick fiel auf das Bild meiner armen Mutter da dort und da wurde sein Gesicht ernst und finster, es schien ihm fast unheimlich zu werden bei mir. Und statt mit mir, wie ich hoffte, den Abend in freundlicher Unterhaltung zuzubringen, sagte er plötzlich, er müsse gehen, habe noch Geschäfte und wies meine Aufforderung doch zu bleiben, beinahe rauh zurück." „Armes Kind!" sagte Frau Schoppmann und streichelte ihr die Wangen. „Laß es gut sein, der Herr geht mit der Menschen Herzen eigenthümliche Wege. Aber was ich sagen wollte, willst du nicht zu uns kommen und bei uns essen, statt diesen Abend da oben in den öden Prunkgemächern einsam zu vertrauern?"

Philippine nahm die Einladung an. Sorgsam wurde

sie von Frau Schoppmann in ein großes Tuch gehüllt und folgte ihr die Treppen des Hauses hinab und über den Hof in das Hintergebäude, wo der langjährige Buchhalter des Hauses van Berndel und van Diehl, Franz Schoppmann, ein geborner Deutscher, seine Wohnung hatte.

So prächtig waren die Zimmer nicht wie im Vorderhaus, aber um ein gut Theil gemüthlicher, besonders das, in welches Philippine mit der Frau Schoppmann jetzt eintrat.

Die Stelle des Kamins, mit dem sich der Buchhalter nie hatte befreunden können, nahm ein ehrlicher deutscher Kachelofen ein, hinter dem Herr Schoppmann saß und wie er Abends um diese Zeit zu thun pflegte, eine Pfeife von dem Knaster rauchte, den die Handelsschiffe der Firma von Cuba mit herüber brachten. Mitten im Zimmer stand ein Tisch und auf demselben brannte noch der Weihnachtsbaum, ein wirkliches Fichtenbäumchen. Der Herr van Berndel kannte diese Liebhaberei seines Buchhalters, die er aus seiner waldigen fränkischen Heimath in das waldlose Niederland mitgebracht hatte und es war auf seinen Befehl auf dem Landgut Lilienbosch eine kleine Fichtenschonung angelegt worden, aus der sich Herr Schoppmann alle Jahre sein Weihnachtsbäumchen aussuchen durfte.

Beim Eintritt Philippinens erhob sich der alte Herr und wollte seinen Meerschaumkopf bei Seite legen. „Das ist schön", sagte er, „daß das gnädige Fräulein uns die Ehre schenken, ein wenig bei uns einzusprechen" und reichte ihr die Hand. „Grüß Euch Gott, Herr Schoppmann", erwiederte Philippine in deutscher Sprache, die sie ganz geläufig sprach und in der sich der Buchhalter viel lieber unterhielt, als in der holländischen, „grüß Euch Gott! Ich wünsche Euch fröhliche Weihnachten! Wenn Ihr aber nicht augenblicklich Eure Pfeife wieder zwischen die Zähne nehmt, so scheucht Ihr mich in meine Einsamkeit zurück und das werdet Ihr nicht auf das Gewissen nehmen wollen!" Der Buchhalter sah freundlich in das lächelnde Antlitz des Fräuleins,

die den Geist der Trauer in den Prunkgemächern zurückgelassen zu haben schien und sagte, ihre Hand kräftig drückend: „Gott segne Euch, gnädiges Fräulein und schenke Euch allezeit ein fröhlich Herz!“ „Ja“, erwiederte Philippine, „das ist freilich der beste Wunsch für mich und ich gebe ihn Euch zurück, Herr Schoppmann, denn an solchen Abenden, wie heute einer ist, kommen einem leicht trübe Gedanken. Es geht Euch wohl auch nicht anders.“ Des Buchhalters Gesicht wurde bei diesen Worten noch ernster, als es für gewöhnlich war und er sagte: „Gnädiges Fräulein, ich und meine Alte da habens mit Gottes Hilfe überwunden und Alles in seine Hände gelegt, er wirds machen wie es gut ist.“

Die Frau Schoppmann, die dies Gespräch gerne unterbrach, zog ihren schönen Pflegling zum Weihnachtsbaum mit der Aufforderung, doch die Gaben zu betrachten, die darauf lagen. Philippine wußte im Voraus, was sie finden würde. Es war nämlich bei den zwei alten Eheleuten eine seit dreißig Jahren festgehaltene Sitte, daß sie sich alle Jahre das Gleiche schenkten, der Buchhalter seiner Frau drei Häubchen, wie man sie damals zu tragen pflegte, und sie ihm eine Meerschaumpfeife. Der Unterschied zwischen den einzelnen Jahren war nur der, daß mit dem wachsenden Wohlstand diese Gaben an Kostbarkeit gewannen. Heute lagen neben den Nürnberger Lebkuchen und Marzipanstücken, die die Frau Buchhalterin, eine geborne Nürnbergerin, mit Virtuosität herstellte, drei Häubchen, von denen Philippine behauptete, sie fürchte, sie würden sich wie weiße Wölkchen in die Luft erheben und davon schweben, so leicht und duftig waren sie von feinstem Spitzenwerk zusammengestellt. Die Meerschaumpfeife des Herrn Buchhalters dagegen war ihrerseits auch ein Meisterstück in allen ihren Theilen, der Kopf sehr schön geschnitzt, das Silberbeschläg künstlerisch gearbeitet, Weichselrohr und Bernsteinspitze untadelhaft und auf dem Deckel war die Jahreszahl 1765 diesmal nicht einfach eingravirt, sondern eingelegt mit blitzenden böhmischen Granaten. „Nun Mütterchen“, sagte Philippine zur Frau Schoppmann, „jetzt

wirst du aber bald nicht mehr wissen, wie du noch mehr thun sollst." „Wir wollen halt sehen, gnädiges Fräulein", erwiederte diese, denn vor Dritten redete sie Philippine immer im Ton einer Dienerin an, „wenn uns Gott noch ein Weinachtsfest erleben läßt, wird sich doch wieder was neues finden."

Das Fräulein freute sich im Stillen herzlich, wie erfinderisch diese zwei Leute die Liebe machte, daß die jährlich wiederkehrenden Geschenke immer anders und immer schöner wurden; sie freute sich um so mehr als sie den Grund wußte, warum sie sich alle Jahre das Gleiche bescherten. Am ersten Weihnachtsabend, den sie als Eheleute erlebten, waren ihre Umstände gar ärmlich gewesen, aber schenken wollten sie sich doch etwas, nur viel kosten durfte es nicht. Der Herr Schoppmann, damals war er noch Commis im Geschäft, wählte ein einfaches Häubchen und seine Frau die wohlfeilste Meerschaumpfeife, die sie im Laden des Händlers auftreiben konnte. Aber ihre Freude war doch so groß, daß sie sich gelobten, zur Erinnerung an dieses erste vielleicht glücklichste Weihnachtsfest für die folgenden dieselben Geschenke beizubehalten.

Unter dem Weihnachtsbaum stand aber noch ein Teller mit Süssigkeiten, und auf diesem lag ein Zettel mit dem Namen „Eugenie". Als das Fräulein denselben bemerkte, umwölkte sich ihr Gesicht und zum Buchhalter gewendet sagte sie: „Herr Schoppmann, warum denn alle Jahre die alte Qual?"

Der Eintritt einer Magd, welche aufforderte, zum Abendessen in das nebenliegende Zimmer zu kommen, überhob den Buchhalter der Antwort auf diese Frage. Er lud das Fräulein ein, an seinem bescheidenen Tisch mit Platz zu nehmen, was Philippine um so lieber that, als sie ihr allerdings viel kostbareres Mahl hätte ganz allein einnehmen müssen.

Am Tische des Buchhalters fand sich an diesem Abend auch einer der Commis der Firma ein, welchen Philippine von dem Mittagstisch her kannte, an dem nach damaliger,

höchst löblicher Sitte das ganze Personal des Hauses sich zusammenfand. Er war ein Verwandter des Herrn Schoppmann, der Sohn eines Geistlichen in Franken und seit einem Jahr ungefähr im Geschäft, wo er der Empfehlung seines Verwandten alle Ehre machte und sich die volle Zufriedenheit des Herrn van Berndel errang.

Das Fräulein blieb auch nach Beendigung der einfachen Mahlzeit noch bei ihrer mütterlichen Pflegerin, in deren Haus sie von Jugend auf so manche glückliche Stunden verlebt hatte. Die Erzählungen des fränkischen Vetters von der fernen bergigen Heimath, von seinen alten Eltern, die wohl jetzt auch im traulichen Stüblein beisammensitzen und die Briefe des Sohnes in der Fremde durchlesen würden, unterhielten die Zuhörenden, insonderheit Philippinen, so gut, daß die Stunden schnell dahinschwanden. Auf ihre Aufforderung hin ließ er zuletzt nach seine Violine holen, die er meisterlich spielte und bald umwogten die sanften Klänge deutscher Volkslieder das lauschende Ohr des Fräuleins.

In ihre Träume verwob sich noch die einschmeichelnde Melodie des Liedes:

„Weißt du, wie viel Sternlein stehen
An dem blauen Himmelszelt?
Weißt du, wie viel Wolken gehen
Weithin über alle Welt?
Soviel mal seist du gegrüßt,
Soviel mal seist du geküßt."

## Fünftes Kapitel.

### Weihnachtsabend im Elend.

Die Tannenwirthin in Osterhofen war eine barmherzige Frau; die alten Bettelweiblein, die vom Spittel in Waldheim aus ihre ländlichen Excursionen mit dem Tragkorb auf dem Rücken machten, pflegten die großen Stücken

Brods zu rühmen, die sie von ihr erhielten und das schöne weiße Mehl, das sie ihnen aus dem Kasten in ihre Säckchen schöpfte.

Aber an den Gästen, die in den ersten Kapiteln dieser Erzählung dem Leser vorgeführt worden sind, schien sie sich einen besondern Gotteslohn verdienen zu wollen. Das Erbarmen kam über sie wie ein Strom, denn sie war durch öfteren Anblick menschlichen Elendes noch nicht abgehärtet und gleichgiltig geworden und es wäre ihr als die größeste Sünde erschienen, an denen, welche Gott selber ihrer Barmherzigkeit überwiesen hatte, nicht alles zu thun, was in ihren Kräften stand, ja sogar noch ein Uebriges.

Dem Abend, an welchem ihre seltsamen Gäste aus dem Rachen des Todes unter ihr gastliches Dach entronnen waren, folgte für sie ein sehr bewegter Tag; aber es focht sie wenig an, denn eine Hand, die von einem barmherzigen Sinn regiert wird, arbeitet willig und schnell.

In der Wirthsstube konnte die fremde Frau mit dem kleinen Kinde unmöglich bleiben, sie mußte umquartirt werden in das obere Zimmer, welches sozusagen das Staatszimmer und Sanctuarium der Tannenwirthin war. Denn da stand der Glasschrank mit den Tassen und Kannen, die alle noch von der Hochzeit her die rothseidenen Schleifen an den Henkeln trugen, und mit dem gleich Silber blinkenden Zinngeschirr; da machten sich die Schränke breit, in denen wahre Schätze von Leinenzeug und ganze Ballen noch unverarbeiteter Leinwand lagen; und im Eck am Ofen stand die zweite aber sehr verbesserte Auflage des Lotterbettes, das der freundliche Leser schon kennt. Die Vorhänge waren nicht von Leinenzeug gemacht, sondern von Kattun, einem damals noch in höheren Ehren stehenden Stoff, als es gegenwärtig der Fall. Zu den Bettstücken hatten aber viele Generationen von Gänsen ihre besten Flaumfedern geliefert.

Dem Tannenwirth kam es im höchsten Grad verwunderlich vor, als ihm seine Frau ihren Entschluß ankündigte, den Fremden ihre Staatsstube zn überlassen; sie hütete

dieselbe sonst wie ihren Augapfel und wenn der Tannenwirth am Sonntag sich seine Extrapfeife aus dem Glasschrank holen wollte, mußte er wohl oder übel zuerst seine Stiefel ausziehen und in Strümpfen den geweihten Boden betreten. Doch er war gewohnt, dem Willen seiner Frau wie dem Schicksal sich zu fügen und kroch auch auf ihren Wunsch bereitwilligst in das Ofenloch, um im weiten Bauch des Kachelofens ein nachhaltiges Feuer von Buchenklötzen zu Wege zu bringen.

Der Morgen war noch nicht weit vorgeschritten, und schon lag die fremde Frau mit dem kleinen Kindchen hinter den rothen Kattunvorhängen im behaglich durchwärmten Zimmer uud es fehlte ihr durch die Hilfe der geschäftigen Wirthin und ihrer Adjutantin, der alten Schulmeisterin, an nichts, was nothwendig war für ihren Zustand.

Mit jedem Tag erholte sie sich mehr und auch das Kind, das unter so gefährlichen Umständen geboren worden war, schien durch dieselben keinen Nachtheil an seiner Gesundheit erlitten zu haben.

So kam der Abend vor dem Christfest heran, ein schöner Abend für die Glücklichen, die im trauten Kreis ihrer Angehörigen unter dem schimmernden Weihnachtsbaum Liebe geben und empfangen, ein trauriger Abend dagegen für die, welche ihn, hinausgestoßen unter fremde Leute, ferne von der Heimath, entblößt von allen Mitteln und noch dazu in bitterer Erinnerung an frühere glücklichere Zeiten zubringen müssen.

Im Staatszimmer der Tannenwirthin war es ganz still. Die Frau und ihr Kind schliefen sanft hinter den Vorhängen des Himmelbettes, das Büblein, welches die fremden Leute mitgebracht hatten, war mit den Wirthskindern auf einer Schlittenpartie am Geisberglein abwesend, zu welcher es von der Wirthin mit einem kleinen Schlitten und mit Kleidern ihres Hännschens ausgerüstet worden war, die freilich zu seinen feinen Gliedern und zu dem schönen Kopf mit den langen blonden Locken nicht recht passen wollten.

Der Fremde saß am niederen Fenster und seine Augen schweiften über die weite schneebedeckte Hochfläche hinüber zu den fernen Hügeln im Westen, zu denen die Sonne allmälig hinabsank. Die ganze Landschaft war übergoßen mit jenem wunderbarschönen Roth, das hellen Winterabenden eigenthümlich ist und um Alles einen Schein der Verklärung wob. Rother Schimmer lag auf dem nahen schneeigen Fichtenwald, dem eine Schaar von Krähen schreiend zuflog, rothes Licht spiegelten die Fenster der nahen Dorfkirche wieder und das Zimmer war mit rosigem Schein ganz und gar erfüllt.

Auch auf dem Angesichte des fremden Mannes lag etwas von dem Glanz, den das scheidende Tagesgestirn über die ganze Natur verbreitete, und verwischte ein wenig die tiefen Spuren, die Elend und Kummer in dasselbe eingegraben hatten. Wohin mochten wohl aus dem engen Stüblein seine Gedanken wandern? Es mußten freundliche Bilder sein, welche seine Seele bewegten, denn ein leises Lächeln spielte eine Zeitlang um seinen Mund, und doch wieder tief wehmüthige, denn seine Augen schwammen gleich darauf im feuchten Glanz.

Aber er konnte nicht länger den Erinnerungen Gehör geben, die Freude und Schmerz erweckend in seiner Seele wechselten. Die Vorhänge des Himmelbettes thaten sich auseinander und das Gesicht der fremden Frau kam zum Vorschein. „Richard!“ rief sie, und es war gerade, als ob diese sanfte Stimme die Geister der Traurigkeit aus des Gerufenen Seele verscheuchten. Mit einem Blick voll Liebe und Freude wandte er sich um und schritt zu der Frau, deren schöne Augen an ihm hingen und die ihm beide Hände entgegenstreckte und ihn zu sich auf das Bett niederzog. Freundlich strich er ihr die blonden Haare aus der Stirne und küßte sie. „Gott sei Dank, Eugenie, daß du mir doch noch geblieben bist; ach, wenn du auch von mir genommen worden wärest, ich wäre vergangen vor Schmerz und schrecklicher Verlassenheit. Geht es dir gut? Ich weiß nicht, ist es der rothgoldene Glanz der untergehenden Sonne oder ist

es wirklich so, du kommst mir so blühend vor, wie damals als du unter dem blühenden Lindenbaum versprachst, mein Eigen zu sein fürs ganze Leben.“ „Ich glaube gar, Richard du willst mir schmeicheln“, erwiederte Eugenie; „nun es geht mir ziemlich gut, obgleich ich mich noch immer recht schwach fühle; aber wenn meine Farbe jetzt lebhafter ist, so mag's neben dem Sonnenglanz davon herkommen, daß ich einen gar schönen Traum gehabt habe.“ „Einen schönen Traum?“ sagte Richard im fragenden Ton; ja es ist ein Glück, das auch dem Elenden bleibt, daß er wenigstens im Traum sich zurückversetzt sieht in vergangene schönere Zeiten. Aber laß einmal hören!“

Eugenie erzählte und ihre Wangen färbten sich immer röther, je weiter sie in ihrer Erzählung fortschritt:

„Mir träumte also, ich säße in einem schönen Garten unter einem mit schneeweißen Blüthen über und über bedeckten Baum; in meinem Schoos lag ein kleines schlummerndes Kind und auf seine vom Schlaf geröthete Wange fiel eines der weißen Blüthenblätter. Mir gegenüber saß ein schöner alter Mann mit einer großen Allongeperrücke, wie sie unsere Geistlichen tragen, und schwarz gekleidet, er rauchte aus einer Pfeife und las in einem Buche, das vor ihm auf einem Tischchen lag. Zu seiner Seite befand sich eine alte Frau, das kleine runzelvolle Gesicht sah gar freundlich aus einer schneeweißen Haube heraus und die Finger bewegten eifrigst die Stricknadeln. Nichts ließ sich hören, als das Summen der Bienen in den Blüthen des Weichselbaumes. Da auf einmal erschallten aus einem dichten Bosquet von blauem Flieder die reizenden Klänge einer meisterhaft gespielten Geige, die nach mancherlei Variationen übergingen in die Melodie des Chorals: „Nun lob mein Seel, den Herrn, was in mir ist den Namen sein!“ Dieselbe Melodie, die wir an den hohen Festen nicht selten in der Kirche sangen. Schon bei den ersten Klängen hatte der alte Mann mir gegenüber die Pfeife aus dem Mund genommen und die Frau hatte ihre Hände in den Schoos sinken lassen,

lauschend saßen sie beide da. Aber als der letzte Ton verklungen war, sprangen beide auf und eilten mit jugendlicher Lebendigkeit auf das Bosquet zu. Ehe sie es erreichten, thaten sich die Zweige des Flieders auseinander und wer trat heraus? Ein fremder junger Mann, in seiner Linken hielt er noch die Geige und an seiner Rechten ging ein junges Mädchen in blühender Schönheit, ihre Züge waren mir so bekannt, und als sie näher kam, wollte ich ihren Namen rufen, aber meine Zunge war wie gelähmt — es war deine Schwester, Richard! Und hinter ihr ging dein Vater, sein Auge war auf mich gerichtet, doch nicht zornig, sondern freundlich; ich wollte ihm entgegenlaufen, aber meine Füße versagten mir den Dienst, und meine Arme wurden so kraftlos, daß ich das Kind vom Schoos herabgleiten ließ; ich stieß einen Schrei aus und — erwachte."

„O Eugenie", rief der Fremde aus, „wenn das wahr werden könnte, was du in deinem Traum gesehen hast! Aber es ist ja unmöglich! So lange meines Vaters Augen offen stehen, werden sie für dich und für mich keinen freundlichen Blick mehr haben. Was haben unsere Briefe genützt, in denen wir ihn baten um seine Verzeihung wegen unseres übereilten Schrittes, in denen wir gestanden, daß wir gegen göttliche und menschliche Ordnung uns vergangen hätten? Ich bin es überzeugt, daß sie entweder alle unerbrochen in seinem Schreibtisch liegen oder verbrannt worden sind. Und wenn wir jetzt an ihn schreiben und ihm unsere Lage schildern wollten, er würde sich nicht erbarmen; sein Sinn ist zu starr." „Was wir nicht für möglich halten, Richard," erwiederte die Frau, „kann Gott doch möglich machen, und ich will den Traum ansehen als von Gott gesandt, damit wir unser Vertrauen nicht ganz wegwerfen." „Das thue ich auch nicht, Eugenie", sagte der Fremde, „ja als wir vor einigen Tagen im wilden Schneesturm mit dem Tode rangen, da, ich gestehe es, wollte mich die Verzweiflung ergreifen und das furchtbare Wort schoß mir durch den Sinn: „Ein Auge, das den Vater verspottet und verachtet der

Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bache aushacken und die jungen Adler fressen." Aber der allbarmherzige Gott hat doch wieder seine Hand nicht ganz von uns abgezogen. Und wenn ich an unsere wunderbare Errettung aus schwerer Todesgefahr, an deine gnädige Erhaltung, an die große Barmherzigkeit und Freundlichkeit denke, die wir in diesem Haus erfahren, so kommt mir auch die Hoffnung, daß Gott unsere Reue über den Schritt, den wir gethan, unsere Gebete um seine Vergebung ansehen und uns noch bessere Tage erleben lassen werde. Ob unser Wunsch, die Heimath und die Unsrigen wieder zu sehen, jemals erfüllt wird, das sei ihm anheimgestellt."

„Gott sei Dank", erwiederte die Frau, „daß ich dich so reden höre. Dein Wort am ersten Abend, wo wir zum Tod ermattet in dieß Haus der Barmherzigkeit hereinwankten, „es wäre wohl besser, wenn wir draußen todt unter der Leichendecke des Schnees lägen", hat mir bitter weh gethan, denn ich glaubte, du seiest wieder in jene schreckliche Seelenstimmung zurückgefallen, die im Anfang unseres Elends häufiger wiederzukehren pflegte." „Nein, nein, Eugenie", unterbrach sie der Fremde schnell, „davor soll mich Gott bewahren; und dieser Abend, an dem die Christenheit des größesten Geschenkes gedenkt, das der Vater im Himmel den Menschen gemacht hat, soll uns recht bestärken in dem Glauben, daß auch für uns seine Liebe noch kein Ende hat, sondern alle Morgen neu wird."

Mittlerweile war die Sonne als glühend rothe Scheibe hinter den westlichen Hügeln niedergetaucht und nur einige rosige Wolkenstreifen zeigten den Weg, den sie gegangen. Die Nacht senkte sich herab und über das stille Dorf schwebten die Klänge der Abendglocke dahin. Laut beteten die Zwei das Abendgebet, das sie oft mit einander gesprochen hatten, da sie noch fröhliche harmlose Kinder gewesen.

Schon während des Betens hatten sie ein Geräusch vor der Thüre gehört; als sie geendet, trat die Tannenwirthin herein, an der einen Hand das Büblein, in der

anderen ein kleines, mit Lichtern und Marzipanstücken geziertes Tannenbäumchen, an dessen Gipfel auch der Engel von Flittergold nicht fehlte. Ihr freundliches Gesicht lachte doppelt freundlich unter dem weißen Kopftuch hervor.

„Ich habe doch dem Bübchen da eine kleine Freude machen wollen“, sagte sie, „drum hab' ich ihm das Bäumchen geputzt, wie's Sitte ist bei uns zu Land. Und weil ich meinte, es könne Euch etwa auch ein Vergnügen sein, hab' ich das Bäumchen herauf gebracht.“ Mit diesen Worten stellte sie es auf den Tisch, und die Augen des Bübchens hingen verlangend an einem stattlichen Reiter von Marzipan. „Er möchte gerne anbeißen“, sagte die Wirthin, „nun, so wollen wir halt den Reiter herunternehmen, es bleibt doch noch genug übrig.“

Ehe er aber das Marzipanstück zwischen seine Perlenzähnchen nahm, reichte er der Wirthin die Hand und sagte: „Ich danke Euch recht schön.“ „Wir thun desgleichen, Frau Wirthin“, sagte der Fremde, und die Frau setzte hinzu: „Möge Euch Gott an Euren Kindern alle die Freundlichkeit und Barmherzigkeit vergelten, die Ihr an uns thut.“ „Laßt es nur gut sein“, erwiederte die Tannenwirthin; „wär's nicht eine Schande vor Gott und Menschen, wenn ich in dieser fröhlichen Zeit nicht Alle, die in meinem Hause sind, so fröhlich machte, als in meiner Kraft steht? Was ich aber sagen wollte! Ich war heute bei unserem Herrn Magister in Waldheim, um wegen der Taufe des Kindes mit ihm zu reden. Uebermorgen, am zweiten Feiertag kommt er herauf, um wie gewöhnlich hier Gottesdienst zu halten. Nach demselben will er die Taufe vornehmen.“ „Aber wer wird denn die Pathenstelle vertreten?“ fragte die fremde Frau ein wenig ängstlich. „Da macht Euch keine Sorge“, entgegnete die Tannenwirthin. „Heute Nachmittag war drunten bei mir Gemeindeversammlung, mein Andres ist nämlich Schulz; ich war auch dabei, denn es kann nichts schaden, wenn manchmal eine Frau ein Wörtlein mit drein redet. Da hab' ich den Mannen einen Vorschlag gemacht wegen des Pathen-

stehens und es war ihnen recht. Ich glaube, es wird Euch auch freuen."

Mit diesen geheimnißvollen Worten verließ sie die Stube, um ihren Leuten unten den Weihnachtsbaum anzuzünden. Sie ließ fröhliche Herzen zurück, und in manchem Palast wurde der Weihnachtsabend nicht halb so glücklich zugebracht, als in der Staatsstube der Tannenwirthin zu Osterhofen.

---

## Sechstes Kapitel.

### Eine merkwürdige Taufe.

Am frühen Morgen des zweiten Weihnachtsfeiertages, die Dämmerung war noch kaum dem vollen Tageslicht gewichen, ritten zwei Männer über die tief verschneite Hochebene auf Osterhofen zu.

Der eine davon war ein stattlicher Mann, groß und kräftig und aufrechter Haltung, obgleich sein Zopf und seine Seitenlocken, soweit sie unter dem großen dreieckigen Hut sichtbar wurden, schon ziemlich grau melirt waren, aber sein Gaul war minder stattlich und arbeitete sich schwer fort in dem tiefen Schnee. Der andere war ein kleines Männlein und saß in etwas nachlässiger Haltung auf dem Pferde, welches sich jedoch im Gegensatz zu dem seines Begleiters als ein Prachtexemplar seines Geschlechtes erwies, und zu dem Schluß berechtigte, daß sein Reiter trotz seiner unscheinbaren Kleidung ein vornehmer und reicher Herr sein müsse.

Er war es auch in der That, denn der andere Reiter, den wir dem freundlichen Leser als den ehrwürdigen Herrn Magister Schönberg von Waldheim vorstellen, nannte ihn Erlaucht. Der prächtige Rappe, neben welchem der alte Filialschimmel des Magisters eine klägliche Rolle spielte, trug den Grafen Erich von Waldheim.

„Ich hätte nicht geglaubt, Erlaucht", sagte der Magister, „daß Ihr heute bei dem tiefen Schnee und dem kalten

Nordwind, der sich da oben sehr fühlbar macht, mir die Ehre Eurer Begleitung schenken würdet.“ „He, schlechtes Wetter, rauhes Wetter, genirt mich nicht, hab' schlechteres ausgehalten“, erwiederte der Graf und wandte dem Magister sein Gesicht zu, eines von denen, die man so schnell nicht vergißt, wenn man sie einmal gesehen hat. Es war dasselbe so zu sagen auf der einen Seite todt und auf der anderen lebendig. Denn über die linke Gesichtshälfte lief von oben an bis unten aus eine breite, schlecht geheilte Narbe von einem Säbelhieb, der auch das Auge ausgewischt hatte. Die Muskeln dieses Theils seines Gesichtes waren leblos und nicht mehr im Stande, die Gefühle auszudrücken, die sich im Gesicht der Menschen wiederzuspiegeln pflegen. Desto mehr machte sich die Lebhaftigkeit, die dem Grafen eigen war, in der anderen Gesichtshälfte geltend, zumal in dem scharfen grauen Auge — ein seltsamer Contrast, der jedem, der nicht daran gewöhnt war, unheimlich und abstoßend erschien. „Ja, ja“, fuhr der Graf fort, „das Wetter genirt mich nicht, sah Euch vorhin am Schloß vorüber reiten auf Eurem alten Hanns, dem Ihr, nebenbei bemerkt, bald das Gnadenbrot geben dürft, und weil ich die gestrige Predigt von meinem Dekan und Stadtpfarrer versäumen mußte dacht' ich: „Willst heute einmal den Magister hören! Schnell gesattelt, nachgeritten, und da bin ich!“ Liebkosend streichelte er den schön gebogenen Hals seines Rappen, der diese Freundlichkeit mit mehrmaligem Kopfnicken erwiederte.

„Es ist mir lieb“, sagte der Magister, „daß Eure Erlaucht den Entschluß gefaßt haben, heute nach Osterhofen herauf zu kommen: im Wirthshaus sind vor ein paar Tagen seltsame Gäste eingekehrt, die Euch vielleicht interessiren werden.“ „He, seltsame Gäste?“ schnarrte der Graf und richtete sein graues Auge fragend auf seinen Begleiter. „Ja“, erwiederte der Magister, „seltsam, in so fern, als dieselben offenbar, soviel ich aus den Reden der Wirthin entnehmen konnte, feine gebildete Leute, noch dazu aus dem Ausland sind, denn die Wirthin hörte sie in einer fremden Sprache

reden, sich aber gegenwärtig im tiefsten Elend befinden. Bei dem schrecklichen Schneesturm vor fünf Tagen kamen sie Abends um neun Uhr halb todt im Wirthshaus an und in derselben Nacht gebar die Frau ein Mädchen, das ich heute taufen werde." „Bin neugierig", sagte der Graf, „welcher Wind die nach Osterhofen verschlagen hat, aber eigentlich, lieber Magister, klopft Ihr mir ziemlich merklich auf den Geldbeutel." Bei diesen Worten lachte seine rechte Gesichtshälfte, während die linke unbeweglich blieb. „Nun wir wollen sehen, was sich für die armen Schlucker thun läßt. Im Uebrigen meine ich, ehrwürdigster Magister, wir könnten jetzt ein kleines Träblein riskiren; der Nordwind reißt mir beinahe die Ohren weg und die Strasse ist hier frei geweht, so daß es auch Eurem alten Hanns leichter gehen wird."

Der Magister folgte der Aufforderung seines Patrons und setzte seinen Filialgaul in einen holprigen und stolprigen Trab, der ihn nicht wenig durchrüttelte, während der Graf an seinem Pferd zu halten hatte, damit es nicht gar zu gewaltig ausgriff. Eine Zeit lang ging's, obgleich der Pfarrherr dem Grafen Blicke zuwarf, welche von seinem Mißbehagen Zeugniß ablegten. Er ließ sich auch bald rühren. Indem er die Zügel seines edlen Thieres anzog, rief er lachend: „Escadron, halt! Es macht sich nicht, Ehrwürdiger, Euer Hanns und mein Hector passen zusammen, wie Pegasus und die Gäule, die den Leichenwagen in Waldheim ziehen. Also wollen wir langsam thun; ein Bischen ist unser Blut doch untereinander gekommen, und kann dem beißigen Wind besser Widerstand leisten."

In Kurzem war Osterhofen erreicht und das Wirthshaus, das auf seinem im Winde knarrenden Schild das sehr übel gelungene Abbild einer Tanne zeigte. Die nahenden Hufschläge hatten den Wirth und seinen Knecht Michel schon in den Hof gelockt. Beide standen da mit abgezogenen Lederkäppchen und warfen bei ihren unterthänigen Kratzfüssen den Schnee hinter sich. Der Graf schwang sich mit großer

Leichtigkeit vom Pferd, während es dem etwas beleibten Magister schon schwerer ging. „Ich habe die Ehre, Euer Ehrwürden unterthänig einen guten Morgen zu wünschen", sagte der Tannenwirth, indem er die Zügel des Filialgauls ergriff, „und nicht minder Eurer Erlaucht, unserem gnädigen Grafen und Herren." „Da sieht man's wieder", spottete der Graf, „die Kirche hat doch überall den Vorrang! Aber geschwind hinein in den Stall mit den Pferden, Tannenwirth, sie schwitzen und um dein Hauseck geht ein Zugwind herum, der einem Kosakengaul nicht gut thäte."

Der Wirth und sein Knecht folgten dem Befehl des Grafen und der letztere konnte sich nicht enthalten, seinem Herrn zuzuflüstern: „So wahr ich lebe, Herr, unser Magister paßte eigentlich besser auf den Staatsrappen, als der Graf," welche Bemerkung jedoch der Tannenwirth mit einem knurrenden „Halt's Maul!" erwiderte.

In der Stube wurde der Magister und sein Patron von der Wirthin empfangen mit regelrecht ausgeführten Knixen. Diese bestehen nicht aus einer Verbeugung des Oberkörpers, sondern man sinkt in die Kniee, so daß sich der steifgehaltene Kopf um einen Fuß senkt und dann wieder emporsteigt. Die Stube war mit lieblichem Duft erfüllt, welcher einer Pfanne voll frisch gebackener Nudeln entströmte, die auf dem Ofen stand. „Da riecht's appetitlich, Herr Magister", sagte der Graf; „ich bitte mir nach der Kirche auch eine von Deinen Nudeln aus, Tannenwirthin." „Stehen Euer Erlaucht zu Diensten, erwiederte diese, ohne die geringste Schüchternheit zu zeigen, ich habe heute schon in aller Frühe tüchtig aufgebacken, denn wir haben Kindstaufe. „Hab's gehört", sagte der Graf; „aber wenn's noch Zeit ist, lieber Magister, wollen wir uns doch den Fremden ein wenig anschauen." „Gewiß, Erlaucht", sagte der Geistliche, „ich muß ihn sprechen, denn ich muß doch wissen, wer er ist, welcher Confession er angehört und so weiter, damit ich einen regelrechten Eintrag in das Taufregister machen kann. Seid so gut, Frau Wirthin, und ruft mir den Fremden!" „Wenn

Euer Ehrwürden nichts dagegen haben", erwiederte diese, „möchte ich noch wegen der Taufe etwas mit Euch reden. Vorgestern war da bei mir Gemeindeversammlung. Da kommt mir ein Gedanken, wie ich meinen Gästen, es sind so gar liebe und brave Leute, bei Gelegenheit der Taufe ihres Kindes eine Extrawohlthat erweisen könnte. Ich erzähle den Mannen, was ich von ihnen weiß, und sage: Wie wär es denn, wenn Ihr Alle bei dem Kind Taufpathenstelle verträtet und ich würde es heben? Dann könnte jeder ein kleines Pathengeschenk geben und Euren Weibern käm's auf ein Bischen Schmalz und Eier und Mehl auch nicht an; davon könnten die armen Leute leben, so lang sie noch hier sein müssen, und mit dem Geld könnten sie sich weiter helfen. Ihr verdientet ein Gottslohn dran, und der Herr Magister schreibt's in's Kirchenbuch, daß man in hundert und hundert Jahren noch lesen kann, wie einmal in Osterhofen das ganze Dorf Pathen gestanden ist. Den Mannen war es recht und so möcht ich also fragen, ob Euer Ehrwürden nichts dagegen haben, wenn ich im Namen des Dorfes das Kindlein aus der Taufe hebe und es soll auch meine Namen „Maria Margaretha" tragen. Mit den Fremden habe ich schon geredet, daß ich die Pathin sein will, aber von dem andern habe ich nichts gesagt, damit die Freude nicht verdorben wird."

Während dieser mit Gewandtheit vorgetragenen Rede der Tannenwirthin fing die rechte Gesichtshälfte des Grafen mehr und mehr zu lächeln an und sein graues Auge leuchtete vor Vergnügen. „Bravo, Tannenwirthin", rief er, als sie geendet, „das hast Du gut gemacht und ich will auch unter den Taufpathen sein; mein alter Kanzleidirector, der Hauptspaßvogel, hat wahrhaftig recht gehabt. Wie im vergangenen Herbst die Schulzenwahlen in meinen Dörfern waren, kommt er, um mir darüber Bericht zu erstatten. Ich höre kaum auf die vielen Namen, die er mir nennt und schaue zum Fenster hinaus. Endlich sagt er: Da droben in Osterhofen haben sie den gescheidtesten Streich gemacht und haben die

Tannenwirthin zum Schulzen gewählt. Was, sag' ich, die Tannenwirthin? Ihr faselt, Director! Nein, es ist mein Ernst, sagt er, der Tannenwirth gibt den Namen her, aber ich glaube, die Tannenwirthin ist der eigentliche Schulze, und es ist ganz recht, denn die ist nicht auf den Kopf gefallen und hat Haar auf den Zähnen." Die Angeredete knixte ob diesem Compliment, aber es war ihr doch lieb, daß ihr Andres nicht zugegen war.

Der Magister erklärte sich mit dem Vorschlag der Wirthin einverstanden und lobte ihren wohlthätigen Sinn. „Aber nun holt mir doch den Fremden herunter, es läutet schon das Erste", setzte er hinzu.

Es dauerte nicht lange, so erschien der Gerufene, dem der Graf und auch der Magister begreiflicher Maßen mit einer gelinden Neugierde entgegen sahen. Der erstere hatte sich in die Ofenecke gesetzt, wo man ihn nicht gleich wahrnehmen konnte, der andere stand am Tisch mitten in der Stube.

Der Fremde hatte sich, soweit es seine fadenscheinigen und theilweise geflickten Kleider erlaubten, sauber zusammengerichtet, der Zopf und die Seitenlocken, sowie der lange Schnurrbart waren in Ordnung und die letzten Ruhetage hatten von seinem schönen und edlen Gesicht die Spuren vorangegangener Leiden und Entbehrungen schon ein wenig verwischt. In einer Haltung, welche dem hinter dem Ofen lauernden Grafen sogleich zeigte, daß er es mit einem ehemaligen Soldaten zu thun habe, trat er auf den Magister zu, verbeugte sich mit Anstand und sagte in vollkommen reiner hochdeutscher Sprache: „Ich habe wohl die Ehre, den Herren Magister Schönberg von Waldheim zu sprechen?" „Der bin ich", erwiederte der Geistliche. „Durch die Wirthin habe ich erfahren, daß Ihr wünscht, ich solle Euer Kind heute taufen." „Ja, das ist mein Begehren, sagte der Fremde, aber ich bin so arm, daß ich Euch nicht die Gebühren bezahlen kann." Bei diesen Worten flog eine Röthe über seine Wangen. „Das hat ja nichts zu sagen",

entgegnete der Magister; „wenn Ihr erlaubt, wollen wir über Eure Verhältnisse nach der Kirche das Weitere reden; es wäre mir eine sehr große Freude, wenn ich etwas für Euch thun könnte. Jetzt aber bitte ich Euch, mir Euren und Eurer Frau Namen und Stand zu sagen, weil ich dieß in die Kirchenbücher eintragen muß."

Der Fremde nahm einige Papiere aus seinem Rock und überreichte sie dem Magister. Dieser öffnete dieselben und las halblaut: „Ein Trauungszeugniß ausgestellt in Hamburg für Richard Krüger aus Bergen op Zoom in Holland und Eugenie Schmedding von dort. — Ein Patent für Richard Krüger als Lieutenant bei dem Ziethen'schen Husarenregiment, die Entlassung desselben aus der preußischen Armee in Folge der Reduction derselben nach dem Hubertsburger Frieden. —"

Die letzten Worte hatten den Grafen hinter dem Ofen hervorgetrieben; bei dem Geräusch, das er machte, wandte sich der Exlieutenant um und sah sich einem unscheinbaren Männlein mit einem schrecklich zerhauenen Gesicht gegenüber, dessen scharfes genaues Auge ihn musterte von oben bis unten. „He", sagte der Graf, „also auch ein Reducirter; Ihr seid ein Schicksalsgenosse von mir, höchst werthgeschätzter, in Gnaden entlassener Lieutenant!" Der Fremde sah fragend auf den Magister, und dieser beeilte sich vorzustellen: „Seine Erlaucht, der gnädige Graf und Herr zu Waldheim." Der Herr Krüger hatte Lebensart genug, jedes Erstaunen aus seinem Gesicht zu verbannen und eine tiefe Verbeugung vor dem Mann zu machen, in dem er allerdings keinen Reichsgrafen vermuthet hatte. „Laßt Euch etwas sagen", fuhr der Graf fort, „es läutet jetzt und ich will in die Kirche gehen. Nachher komme ich wieder her und will Euch einen Vorschlag thun."

Damit entfernte er sich und der Magister folgte ihm nach, nachdem er mit dem gewesenen Lieutenant noch das Nöthige wegen der Taufe seines Kindes verabredet hatte.

In der Kirche zu Osterhofen war, wie in allen Dorf-

kirchen der Grafschaft, in welche der Graf nicht selten kam, ein sogenannter Pfarrstand, vor den gewöhnlichen Kirchenbänken dadurch ausgezeichnet, daß ihn Gitterwerk umgab, hinter welchem man sich mittels vorgezogener grüner Vorhänge dem Blick der anderen Kirchenbesucher entziehen konnte. Dahinein hätte den Grafen eigentlich sein Stand gewiesen; aber er haßte diese Affenkästen, wie er sie nannte, und setzte sich mitten unter seine Bauern. So auch heute. Er sang aus dem Gesangbuch des neben ihm sitzenden Tannenwirths die Lieder mit und hörte andächtig auf die Predigt seines Magisters, den er wegen seiner großen Kanzelberedtsamkeit, die ihre Quelle in einem wahrhaft gläubigen Herzen hatte, ganz besonders hochschätzte.

Als nach dem Schluße der Predigt zum Vaterunser die Glocke geläutet wurde, machte sich die Wirthin mit dem Täufling, den sie in dasselbe schöne Kissen gebunden hatte, in welchem ihre eigenen Kinder getauft worden waren, auf, um in Begleitung des Fremden und der Schulmeisterin unter dem Absingen des letzten Verses in das Gotteshaus einzutreten.

Der Segen war gesprochen und während der Lehrer auf der Orgel ein Tauflied zu spielen begann, stellten sich der Graf und die dreißig Familienväter des Dorfes im Halbkreis um den Taufstein und die Wirthin mit dem Vater des Täuflings trat unmittelbar an denselben heran. Sie war im höchsten Staat, die große von Draht geflochtene und mit weißen Spitzen überzogene Radhaube auf dem Kopf, lange schwere Seidenbänder fielen über ihren Rücken hinab bis zu der großen, am Kittel von schwarzem Zeug angebrachten Schneppe und der schwarze in tausend Fältchen gelegte Rock ließ die schneeweißen Strümpfe und ausgeschnittenen Schuhe sehen.

Der Magister begann die Taufhandlung, feierlich lautete es, als so viele Stimmen die Worte des apostolischen Glaubensbekenntnisses mit dem Geistlichen sprachen und auf die an die Taufpathen zu richtenden Fragen nicht wie gewöhnlich Eine Stimme antwortete, sondern ein ganzer Chor.

Dem Kind wurden die Namen der Wirthin beigelegt „Maria Margaretha.“ Als der Magister nach Beendigung des Taufactes in die Sakristei zurückgekehrt war, ging jeder der dreißig Familienväter, der Graf an der Spitze, zu dem Fremden, in dessen Augen die hellen Thränen standen, und sprach ihm mit einem Handschlag seinen Glückwunsch aus. Dem Kind aber steckte jeder im Vorübergehen ein Geldstück als Pathengeschenk in das Kissen.

So war die Taufe dieses fremden armen Kindes feierlicher, als je eine vorher oder nachher in dem Kirchlein zu Osterhofen gehalten worden ist.

## Siebentes Kapitel.

### Eine neue Anstellung.

Der Graf hatte es gar nicht anders gethan, er wollte der Mutter seines Pathchens seinen Glückwunsch in eigener Person darbringen. Ihr Mann bereitete sie auf den Besuch vor und führte dann den Grafen sowie den Magister hinauf ins Staatszimmer. Die Frau des Exlieutenants war von der Tannenwirthin mit allem Nöthigen versehen worden, und konnte sich schon sehen lassen. Als sie die Männer in die Stube eintreten hörte, schlug sie die Kattunvorhänge auseinander, um sie zu empfangen. Der Graf sah mit seinem einzigen Auge gut genug, um zu bemerken, daß er hier eine Schönheit vor sich hatte. Solches schönes blondes Haar, wie es dieser Frau unter dem weißen Häubchen hervorquoll, solche sanfte blaue Augen, ein so zartes Oval des Gesichtes meinte er in seinem Leben nicht gesehen zu haben. „Potz tausend, Herr Krüger“ — „Ihr habt eine schöne Frau“, wollte er hinzusetzen, verschlang aber klüglicher Weise die letzten Worte; „Ihr entschuldigt, gnädige Frau, oder eigentlich nicht gnädige Frau — hol mich dieser und jener, ich bin ganz verwirrt; also, was ich sagen wollte: ich stelle mich Euch als einen der Pathen

Eures Töchterchens vor und wünsche, daß dasselbe recht fröhlich heranwachse und Euch nachgerathe.“ Er reichte seiner schönen Gevatterin die Hand und drückte die ihrige herzlich. Die Angeredete antwortete mit dem Ausdruck einer gelinden Verwunderung im Gesicht, aber ohne merkliche Verlegenheit: „Ich danke Euch von Herzen, Erlaucht, für die große Ehre, die Ihr uns erwiesen habt. So viele Liebe und Freundlichkeit als hier haben wir nicht mehr erfahren, seitdem wir unsere Heimath verließen.“ „Ja, es ist Euch und Eurem Gemahl in der letzten Zeit schlecht gegangen, so viel mir der Herr Magister da mitgetheilt hat, aber wenn die Noth am größesten, ist die Hilfe am nächsten: Das Wort sollt Ihr gleich verstehen lernen. Aber vor der Hand will ich meinem Magister Platz machen, der Euch ebenfalls seine Gratulation darbringen will.“

Der Magister, dessen weiches Herz schon durch die traurige Lage der fremden Leute und jetzt durch die Schönheit der Frau des ehemaligen Lieutenants noch mehr gerührt worden war, versicherte ihr in herzlichen Worten seine aufrichtige Theilnahme an ihrer und ihres Mannes Errettung aus schwerer Todesgefahr und seine Freude an der glücklichen Geburt des Kindes und ihrem eigenen Wohlergehen, und sprach mit einem Wink auf den Grafen, der die Schätze der Wirthin im Glasschrank beschaute, die Hoffnung aus, daß ihr Geschick jetzt von Gott zum Besseren gewendet werden würde.

Unterdessen war die Tannenwirthin mit einer großen Kanne voll dampfenden Kaffees und mit einer Platte von weißem Ahornholz voller Nudeln eingetreten, stellte dieselbe auf den Tisch und sagte: „Drunten in der Stube trinken die Bauern das Kindsbier, wie es bei uns Sitte ist, und ihre Weiber bringen ein weniges an Schmalz und Mehl und Eiern und nehmen auch einen Schluck mit. Es geht ein wenig lebhaft her. Da hab ich mir gedacht, ob die Herrschaften nicht etwa da droben eine Tasse Kaffee und ein paar von meinen Nudeln versuchen wollten.“ „Ist mir

ganz recht, sagte der Graf, vorausgesetzt, daß die Frau Lieutenantin nichts dagegen einzuwenden hat." Diese gab natürlich ihre Zustimmung und machte sich dann hinter den zugezogenen Vorhängen mit ihrem Kind zu schaffen, das unruhig zu werden begann.

Die Wirthin hatte im Augenbick drei Stühle um den Tisch gestellt und die nöthigen Tassen aus dem Glasschrank genommen und empfahl sich dann, um drunten ihres Amtes zu warten.

Beim Niedersetzen raunte der Graf dem Magister in's Ohr: „Wenn die da drinnen hinter dem Kattun nicht eine verkappte Prinzessin ist, Ehrwürdiger, so sind alle Mährchen erlogen."

Der Kaffee der Tannenwirthin und ihre Nudeln mundeten dem Grafen und dem Geistlichen nicht schlecht; denn es ging auf Zwölf und sie waren beide tüchtig hungrig geworden; weniger war dies der Fall bei dem Exlieutenant, der sehr begierig war auf den Vorschlag, den der Graf thun wollte.

Dieser beeilte sich nicht so sehr, mit demselben herauszurücken. Er trank drei Tassen Kaffee und aß unterschiedliche Nudeln. „So", sagte er endlich, „das hat gut gethan, ich bin in Eurer Kirche ausgefroren, Herr Magister, aber jetzt bin ich durchwärmt und satt, und habe nichts dagegen, wenn meinem Koch beim vergeblichen Warten auf mein Erscheinen zu seiner Verzweiflung Alles versiedet und einbrennt. Also, was ich sagen wollte, mein lieber reducirter Lieutenant, ich bin auch reducirt." „Nur mit einem kleinen Unterschied", warf der Magister ein. „Allerdings mit einem Unterschied", fuhr der Graf fort, während in seinem Auge und auf seiner rechten Wange ein Lächeln spielte. „Ihr müßt nämlich wissen, daß ich den letzten Krieg auch mitgemacht habe, nur auf der anderen Seite, im Dienst Ihrer Majestät der Kaiserin Maria Theresia, als Rittmeister im Dragonerregiment Esterhazy. In einem Vorpostengefecht bei Neisse, wo wir mit Seidlitzischen Kürassiren zusammengeriethen, erhielt ich den

schrecklichen Hieb da, der mich, Dank der Pfuscherei eines dummen Feldscheers, für mein ganzes Leben beschändelt, noch mehr als es bei einer vernünftigen Behandlung der Fall gewesen wäre. Kaum war ich wieder so ziemlich hergestellt und im Begriff, trotz meines verlorenen Auges, auf den Kriegsschauplatz zurückzukehren, so fingen die Diplomaten ihren Hokuspokus an, der Friede wurde geschlossen und ich erhielt eines schönen Tages ein Schreiben von der Kaiserlichen Kriegskanzlei zugefertigt, des Inhalts, daß der Rittmeister Erich Graf von Waldheim bei Esterhazy-Dragonern hingehen könne, wo er hergekommen sei. Zuerst ärgerte ich mich ein wenig, dann lachte ich und dachte: „Gut, daß Dich die gnädige Kaiserin nicht an den Bettelstab herunterreduciren kann — ging dann nach Haus und sah nach Land und Leuten, was ich immer hätte thun sollen, statt den Versuchungen des Kriegsteufels zu folgen."

„Da seid Ihr, Erlaucht, freilich in einer guten Lage gewesen, sagte der Exlieutenant mit wehmüthiger Miene, aber viele Officiere, darunter auch ich, sind wirklich an den Bettelstab herunterreducirt worden, wie Ihr sagt; nirgends habe ich eine Anstellung finden können, und jetzt muß ich leben von der Barmherzigkeit der Leute, ein Bettler in jungen Jahren und bei gesundem Körper." Bei diesen Worten bedeckte er sein Gesicht mit den Händen, um die aufsteigenden Thränen zu verbergen.

„He, geschätzter Lieutenant", sagte der Graf, „werft die Flinte nicht in's Korn, unser Herrgott ist auch noch da, und er meint's offenbar extra gut mit Euch. Bisher hat er Euch am Kreuz hängen lassen, vielleicht habt Ihr's gebraucht, mit Verlaub, aber jetzt paßt einmal auf!"

Der Angeredete war in großer Spannung, die Vorhänge des Himmelbettes thaten sich auseinander und zeigten das erwartungsvolle Gesicht seiner Frau. Der Magister dagegen, welcher ahnte, was nun kommen werde, lächelte seelenvergnügt in seine Tasse hinein, aus der er eben die letzten Tropfen schlürfte.

Doch ehe der Graf weiter reden konnte, that sich die Thüre auf und das Büblein der fremden Leute trat herein, in Kleidern des Wirthssöhnchens und auf dem Kopf die landesübliche Zipfelhaube. „Wer ist das?“ fragte der Graf; „aha, Euer Sohn, Frau Lieutenantin, die Aehnlichkeit ist sprechend. Aber schmählich in Bauernkleider gesteckt, ein Diamant in schlechtes Blei gefaßt! Da komm einmal her, Kleiner!“ Das Büblein zog die Zipfelhaube von den blonden Locken, und machte vor den beiden Männern eine tiefe Verbeugung. „So ist's recht“, sagte der Graf, und nahm das liebliche Kind auf sein Knie, um mit seiner Hand in den Locken desselben zu wühlen, was sich auch Fränzchen ganz gern gefallen ließ. Er war es gewohnt, allenthalben wegen seiner Schönheit bewundert zu werden. „Potz Tausend, Herr Krüger, wenn ich Eure Frau und das Kind anschaue, so befällt mich eine gewaltige Reue, daß ich das Heirathen übersehen habe und ein alter Junggeselle geblieben bin. Aber es hilft nichts; wenn ich auch gerade noch nicht so alt wäre, so mag doch keine mehr den zusammengehauenen Grafen. Aber ich sehe, Ihr brennt vor Begierde, meinen Vorschlag zu hören. Wenn Ihr mir vor acht Tagen oder vor dreien unter die Hand gekommen wäret, so hätte ich Euch eine Rolle Dukaten geschenkt, denn ich weiß, daß ich meinen unglücklichen der Reduction zum Opfer gefallenen Kriegscameraden etwas schuldig bin, und hätte Euch laufen lassen. Aber jetzt ist es anders. Vor drei Tagen habe ich meinen bisherigen Stallmeister zum Teufel gejagt. Der Kerl hat aus dem Krieg ein böses Laster mit heimgebracht, das unmäßige Saufen. Ich habe lange Nachsicht gehabt, aber zuletzt ist es mir doch zu bunt geworden. Seine Stelle trage ich Euch hiemit an, sie gewährt Euch ein gutes Auskommen, und ich meine, es muß Euch eine große Freude sein, wieder einmal ein schönes Pferd zwischen die Schenkel zu bekommen. Nun, wollt Ihr?“

Dem Exlieutenant und seiner Frau war es zu Muthe, wie Leuten, die einige Tage auf einem Balken im Meer

umhergetrieben sind, und nun endlich wieder festen Boden unter ihren Füßen haben. Der neue Stallmeister konnte nicht Worte genug finden, dem Grafen für seine Güte zu danken. Der aber wollte Nichts hören davon und sagte: „Seht, ich handle da als der eigennützigste Mensch von der Welt; denn einen Stallmeister muß ich haben, und ich glaube, Ihr sollt der beste und stattlichste sein, den ich je gehabt habe. Dankt lieber Gott dem Herren, der Alles so sehr zu Eurem Besten gelenkt hat. Aber da fällt mir gerade etwas ein; die Wohnung, die mein früherer Stallmeister gehabt hat, kann ich Euch nicht geben, sie ist zu klein. Ich muß Euch eine andere richten lassen, was sich aber jetzt im Winter ein wenig hart macht. Was thun wir da?“

Der Magister, den es drängte, dem jetzt so glücklichen Ehepaar auch eine Freundlichkeit zu erweisen, sagte: „Da könnte ich einen Vorschlag machen: ich und meine Frau wohnen, wie Erlaucht wissen, ganz allein in unserem großen Haus, und es würde mich sehr freuen, wenn der Herr Stallmeister vor der Hand bei uns zwei Zimmer beziehen wollte.“ Gut, erwiderte der Graf, so wäre Alles in Ordnung. Morgen will ich Euch, Herr Krüger, meinen Schneider heraufschicken, der soll Euch herausstaffiren, daß es eine Art hat. Aber nun, lieber Magister, wollen wir machen, daß wir weiter kommen, es ist schon Eins vorüber, und wenn ich nicht bis zwei zu Hause bin, so bekomme ich von meinem Koch einen ernstlichen Verweis.“

Der Graf und der Magister nahmen Abschied von der neuen Frau Stallmeisterin, deren Gesicht vor Freude und Dankbarkeit noch schöner war, als sonst.

Ihr Mann begleitete die Beiden hinab und trat seinen Dienst an, indem er dem Grafen seinen prächtigen Rappen zuführte. „He, Herr Stallmeister, wie gefällt Euch das Pferdchen? Echte Neapolitanische Race aus Libitza bei Triest, hab' noch mehr Aehnliche.“ Leicht schwang er sich auf das große stolze Pferd, das mit seinen Vorderhufen den Schnee scharrte, und ritt davon mit seinem weniger gut berittenen

Begleiter, freundlich die Wirthsleute und die Bauern grüßend, die sich aus der Thüre auf den Hof heraus gedrängt hatten.

„Wie, hab' ich recht gehört", fragte die Tannenwirthin ihren Gast, „Herr Stallmeister", hat der Graf nicht so gesagt?" „Ja", erwiderte der Gefragte, „er hat mich zu seinem Stallmeister gemacht." „Seht Ihr's," sagte die Wirthin, es bleibt halt doch wahr, was wir in der Kirche singen:

„Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann."

---

## Achtes Kapitel.

### Trübe Stunden.

Der Herr van Berndel, der Inhaber der hochangesehenen Firma van Berndel und van Diehl zu Rotterdam, hätte eigentlich und von Rechtswegen um diese Tageszeit, Vormittags 10 Uhr, in seiner laternenartigen Loge im Comptoir sitzen sollen, von wo aus er die ganze Schaar seiner Untergebenen übersah und überwachte, und wo ihn das gewohnte heimliche Geräusch murmelnder Stimmen, knarrender Federn, rauschender Papiere, klingenden Silbers und klappernden Goldes umsummte. Daß er das heute nicht konnte, war ihm Gift und Galle; aber sein Unwillen brachte den alten Feind, der ihn wieder einmal überfallen hatte, nicht zum Weichen, nämlich das Podagra auch Zipperlein genannt.

So mußte er wohl oder übel auf seinem Zimmer bleiben und das Comptoirscepter seinem Buchhalter Schoppmann überlassen. An Gemüthlichkeit und Heimlichkeit hätte es diesem Zimmer nicht gefehlt. Es ist ein mäßig großer hoher Raum, die Decke mit künstlichen Stukkaturarbeiten verziert, an den Wänden zwischen weißlackirtem Täfelwerk

jene eigenthümlichen gemalten Tapeten, die Mitte des vorigen Jahrhunderts auch außerhalb Holland sehr in Mode waren, die schön geschnitzten, weiß lackirten Meubels mit blauem Plüsch überzogen, der Marmorkamin mit dem Spiegel darüber, der weiche Teppich, alles stimmte zusammen, das Zimmer recht behaglich zu machen für jeden, der nicht mit dem Zipperlein behaftet war, wie der Herr van Berndel.

Dort sitzt er im weichen Lehnstuhl am Fenster, welches die Aussicht hat auf eine der belebtesten Strassen der viel belebten Handelsstadt Rotterdam. Das linke Bein, in welchem dießmal das Podagra seinen Sitz aufgeschlagen hat, ruht in Flanell gewickelt auf einem Wiegenschemel, der bei jeder Bewegung nachgibt. Dennoch müssen die Schmerzen in dem kranken Bein nicht gering sein, denn von Zeit zu Zeit zuckt es schmerzlich in dem Gesicht des Kaufherren. Die dicken Augenbrauen, die schon ein wenig ergraut sind, sind finster zusammengezogen über den scharfen hellbraunen Augen, der Mund ist fest geschlossen über der Spitze der Meerschaumpfeife und öffnet sich nur, um von Zeit zu Zeit eine Rauchwolke zu entlassen, die sich mit der in halber Höhe des Zimmers nebelartig schwebenden Rauchschicht verbindet.

Der Herr van Berndel ist ganz allein im Zimmer, nur ein fetter Mops liegt auf dem Sopha, leckt sich seinen dicken Bauch und blinzelt von Zeit zu Zeit zu seinem Herrn hinüber, ob ihm dieser nicht bald etwas von den Bisquits zuwerfen wird, die auf dem Kaffeebrett liegen, welches auf einem Tischchen neben ihm steht. Aber der Kaufherr vergißt heute, seinem langjährigen Stubengenossen den gewohnten Tribut zu reichen. Er ist zu sehr in seine Gedanken vertieft.

Offenbar keine angenehmen Gedanken; denn sein Gesicht wird immer ernster und die Rauchwolken kommen immer häufiger und gewaltsamer aus seinem Mund hervor.

Seine Augen hängen an zwei Portraits, welche die eine Wand des Zimmers verzieren; das eine ist sein eigenes, nur daß das Gesicht, welches das Portrait zeigt, um dreißig

Jahre jünger ist; das andere ist das seiner Gemahlin, ein sanftes liebliches Antlitz, aus dessen blauen Augen die Güte und Sanftmuth heraussieht. Ein Trauerflor, welcher den schweren Goldrahmen umgibt, deutet an, daß sie nicht mehr unter den Lebendigen weilt. Lange Zeit betrachtet der Kaufherr das Bild der Frau, und es ist ihm, als wären die schönen Augen mit einem Ausdruck flehentlicher Bitte auf ihn gerichtet. Endlich wendet er seine Blicke weg und murmelt vor sich hin: „Ach, sie war so gut und sanft, aber zu schwach, viel zu schwach! sie hat ihn so verzogen, daß er es zuletzt wagte, sich gegen seinen Vater aufzulehnen."

Und doch konnte der Kaufherr nicht anders, als das Bild dessen, den er mit den letzten Worten meinte, sich wieder recht lebendig vor die Seele zu stellen; es war ja doch sein Sohn, sein einziger Sohn!

Vor ihm in der tiefen Fensternische stand sein Schreibtisch; er öffnete eines der vielen kleinen Schubládchen, die er enthielt, und nahm ein Paquetchen heraus. Oben in demselben lag ein einfaches Silhouettenbildchen, unter dem mit noch kindlicher Hand geschrieben war: „Richard van Berndel seinem lieben Vater." Das Papier, auf welches dieses Bildchen aufgeklebt war, trug Spuren, welche zeigten, daß es oft berührt wurde, ja es waren Flecken darauf, wie von Thränen. Auch dießmal betrachtete es der Kaufherr lange mit liebevollen Blicken; sein Gedächtniß stellte ihm, statt des unscheinbaren Schattenrisses, das Bild seines Sohnes vor das Auge seiner Seele, wie er gewesen war, wenn er als lebhafter Knabe mit den Augen voll Glanz und den langen blonden Locken in's Zimmer des Vaters gesprungen kam, diesen oder jenen Wunsch ihm vorzutragen. Auch in die oft gelesenen Briefe, die außer dem Bild in dem Paquetchen lagen, vertiefte sich der Herr van Berndel an diesem Morgen wieder. Als er sie empfangen hatte, waren sie unerbrochen in den Schreibtisch geworfen worden; denn da war der Zorn noch mächtiger als die Liebe. Aber an einem ähnlichen Morgen, wie der heutige war, hatte er

sie geöffnet; es war über Jahr und Tag, seitdem der, welcher sie geschrieben, sein Vaterhaus verlassen hatte, und schon lange war kein Brief von ihm mehr gekommen. Ach, da hatten die Schriftzüge des einzigen Sohnes mächtig die Sehnsucht erregt, ihn wieder zu haben; doch sein Stolz war stärker gewesen, als seine Liebe. Er hatte sie niedergekämpft und kämpfte sie nieder, wenigstens vor den Menschen, bis zu diesem Tag. Keiner sollte sagen können, daß der Herr van Berndel einen Sohn, den er verstoßen, zurückgerufen habe, und wenn ihm gleich das Herz darüber brechen würde.

Und jetzt war es ja überhaupt zu spät; wo mochte der Verstoßene wohl sein? Vielleicht längst untergegangen in Jammer und Elend und verscharrt in fremder Erde!

Dieser Gedanke ergriff den Kaufherren heute mit so furchtbarer Gewalt, daß er seine Hände vor's Angesicht schlug und bitterlich weinte.

Er hörte nicht, daß die Thüre aufging. Sein alter Diener Jakob trat ein. Er kannte seinen Herrn wohl, und wußte, welcher Schmerz in den Tiefen seiner Seele wühle und in solchen einsamen Stunden der Krankheit gewaltsam zum Ausbruch komme. Aber so wie heute hatte er ihn noch nie gesehen. Mit Fleiß machte er ein Geräusch, um seinen Herren auf sich aufmerksam zu machen. Dieser ließ seine Hände sinken, und als er den Diener an der Thüre stehen sah, raffte er schnell Bild und Briefe zusammen und warf sie in die Schublade, die er zustieß.

Der alte Jakob nahte sich langsam, hob die Pfeife auf, die auf den Teppich hinabgefallen war, und legte sie zum Kaffeegeschirr auf das Präsentirbrett. „Wünschen der gnädige Herr nichts?“ fragte er mit einem wehmüthigen Blick auf seinen Herren, der im Lehnstuhl zurückgesunken lag. „Nein“, erwiderte dieser, „du weißt ja, daß sich gegen meine Schmerzen nichts thun läßt, sie wollen sich eben austoben.“ „Ja“, sagte der Diener, „die meisten Schmerzen heilt die Zeit, es gibt aber auch solche, die mit der Zeit

wachsen. Möge Euch Gott Frieden geben, gnädiger Herr!"
Der Herr van Berndel seufzte, aber er gab keine Antwort, und der alte Jakob verließ das Zimmer, nachdem er den bettelnden Mops mit einigen Stückchen Bisquit zufrieden gestellt hatte.

Gleich darauf ließ sich auf der Treppe ein Geräusch hören, das gerade so lautete, als wenn jemand mit Hilfe einer Sprungstange immer sechs Stufen zugleich heraufspringe, die Thüre flog auf und im nächsten Augenblick saß auf einem Stuhl, den er im Laufen durchs Zimmer ergriffen hatte, vor dem Kaufherren sein alter Special, der Doctor Kellerink.

Es war dieß eine merkwürdige, in ganz Rotterdam wohlbekannte Persönlichkeit: ein kleines Männlein, dessen linke Schulter eine bedeutende Ueberhöhung gegen die rechte bemerken ließ, mit einer großen Allongeperrücke, der sich der Lordoberrichter von England nicht hätte schämen brauchen, und unter welcher sein kleines verrunzeltes Gesichtchen noch kleiner und verrunzelter erschien, als es in Wirklichkeit war. Angethan war er für gewöhnlich mit einem rothen Plüschrock, schwarzen Sammethosen, schwarzen Seidenstrümpfen und Schnallenschuhen; seinen Hut trug er stets unter dem linken Arm und in der rechten Hand einen für ihn etwas zu großen Rohrstock mit glänzendem Goldknopf, welcher nicht unpassend gewesen wäre für einen Tambourmajor. Er hatte einige Eigenschaften an sich, die ihm Spott zugezogen haben würden, wenn man sie nicht über seinen großen Kenntnissen und seiner aufopfernden, mit nichten auf Geldgewinn abzielenden Thätigkeit vergessen und gern übersehen hätte. So war er bei seinen Gängen in der Stadt immer so in Gedanken vertieft, daß er auf seine Umgebung nicht achtete, und nicht selten in ein Rennen hinein gerieth, als wäre der böse Feind hinter ihm. Daraus waren ihm schon mehrmals Unannehmlichkeiten erwachsen; einmal hatte er den Bürgermeister von Rotterdam, seinen Gönner und guten Freund, über das Trottoir hinabgerannt und in die Gosse

geworfen; ein andermal war er hart an dem Rand eines Canals an einen baumstarken Matrosen angerannt, von ihm abgeprallt und in's Wasser gefallen. Das genirte ihn jedoch nicht, er rannte nach wie vor, und der Herr van Berndel wußte, wer zu ihm komme, als Kellerink noch auf der Haustreppe war; denn er nahm immer zwei Stufen auf einmal und stieß dabei sein Rohr auf, daß es lautete, als ob er es als Sprungstange benützte.

„Nun, Heinrich", begann der kleine Doctor, indem er seine Hände um seinen Stockknopf schlug, sein Kinn darauf stützte und sich so zu verhältnißmäßiger Ruhe zwang, „ich sage dir einen guten Morgen. Der Schoppmann hat mir eben am Comptoirfenster geklopft und gesagt, es hätte dich wieder einmal, und weil ich gerade nichts besonderes zu thun habe, bin ich auf ein paar Minuten heraufgekommen, aber eigentlich nur in der Absicht, eine Prise von deinem Echten zu schnupfen, denn helfen kann ich dir nichts." „Ein schöner Trost von einem Doctor", erwiderte lächelnd der Kaufherr, den die Anwesenheit seines alten Specials ein wenig aufgeheitert hatte, und nahm die Dose vom Sims, sie dem Besucher zu präsentiren. „Nun, Gott sei Dank", sagte der Doctor, und brachte den Spaniol unter allerlei merkwürdigen Grimassen in seiner Nase unter, „Gott sei Dank, daß du ein weniges lächelst, Heinrich, du hast gerade ein Gesicht gemacht, als wenn dein bester Ostindienfahrer auf irgend einer Sandbank umgestülpt läge; was ist mit dir, Mensch?" „Ist es vielleicht ein Wunder", entgegnete der Kaufherr, „wenn man ein wenig verstimmt ist über diese verzweifelte Krankheit, die Schmerzen genug macht, für die selber der Doctor Kellerink nichts weiß und wegen deren man noch obendrein ausgelacht wird?"

„Holla, Heinrich", sagte der Doctor, indem er seinen großen Stock erhob und mit der eisernen Zwinge auf des Kaufmanns Brust zielte, als wolle er ihn durchbohren, „ich will dir einmal was sagen, weil ich gerade da bin: eine Arznei, wie sie dein Nachbar da drüben, der Apotheker, in

seiner Gifthütte zusammenbraut, kann ich dir nicht geben, es wäre rein hinausgeworfenes Geld, aber ich will dir ein bischen Seelenarznei appliciren. Du sitzest jetzt da an deinem Fenster, lässest dich vom Zipperlein zwicken und hängst Gedanken nach, die ich kenne, und die keinen rosigen Wiederschein auf deinem Gesicht hervorrufen; niemand ist bei dir, als das verdammte Vieh von einem Mops, das dort auf dem Sopha seinen Bauch aufbläht. Mensch, hast du nicht eine Tochter, ja ich sage, eine schöne liebenswürdige Tochter, die herzlich froh wäre, wenn sie bei ihrem kranken Vater sitzen, ihn pflegen, ihm etwas vorplaudern, vorsingen, vorspielen dürfte, in Summa sich nichts lieberes wüßte, als ihrem Vater ihre Liebe zu zeigen? Aber sie muß auch allein auf ihrem Zimmer sitzen, oder wenn sie ein Wörtlein plaudern will, muß sie zur Frau Schoppmann laufen. Heinrich, nimm dich in Acht! Der da droben, — damit deutete er auf das Bild der Frau van Berndel, — hast du mit deinem kalten starren Wesen das Herz gebrochen, deinen Sohn hast du von dir gestoßen, erhalte dir wenigstens die Liebe deiner Tochter, du würdest sonst einmal dich darnach sehnen, wie sich ein Kind sehnt nach seiner Mutter, wenn es Abend wird."

Der Herr van Berndel machte bei dieser Predigt ein Gesicht, als wäre des Doctors Stock eine Lanze, die ihm jeden Augenblick durch die Brust fahren könnte. Zu einer Erwiderung aber ließ es sein Arzt und Hausfreund nicht kommen. Er war aufgesprungen und sagte: „So, Heinrich, das ist meine Arznei, und noch was will ich dir sagen, denn ich habe dich gern gehabt von jeher: nimm dich in Acht vor deinem Herrn Vetter, er ist ein Schleicher! Im übrigen wünsche ich dir einen guten Morgen."

Damit rannte er fort und trat dem Mops, der vom Sopha herabgesprungen war, mit oder ohne Absicht auf die Pfote, daß er laut aufschrie und den Doctor in seine seidenumhüllten Waden gebissen hätte, wenn dieser nicht schneller gewesen wäre, als der schwerfällige Hund, dem

nichts anderes übrig blieb, als die Thüre anzubellen, die ihm vor der Nase zugeschlagen worden war.

---

## Neuntes Kapitel.

### Ein Ballabend.

Der Herr van Berndel gab einen Ball, wie er alle Jahre in der Faschingszeit ein paar Mal zu thun pflegte, und in dem ersten Stock seines Hauses, welcher den Saal und eine lange Reihe von Zimmern enthielt, die sonst kaum betreten wurden, ging es heute laut und geräuschvoll zu; die Gäste wogten in den hellerleuchteten und prächtig geschmückten Zimmern, und in dem weiten, mit fürstlichem Glanz ausgestatteten Saale hin und her, die zahlreichen Diener rannten und liefen mit Erfrischungen ein und aus, überall war ein Begrüßen und Händedrücken, Gruppen von Plaudernden bildeten sich und ihre vermischten Stimmen lauteten von fern wie das Summen eines Bienenschwarms.

Daß der reiche Kaufherr ein Freund dieses rauschenden Treibens, mit dem sein Haus an solchen Ballabenden erfüllt war, gewesen wäre, konnte man eben nicht sagen. Aber die Sitte erforderte es so und der mußte er sich fügen. Auch seine Tochter Philippine hatte kein sonderliches Vergnügen an diesen gewißermaßen officiellen Bällen und damit verbundenen großartigen Abfütterungen, denn ihr Geist war von Natur aus ernst, und ernster noch geworden durch die Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen war und durch das Leid, das ihr Herz schon betroffen hatte. Wer weiß, ob sie nicht heute lieber bei ihrem zweiten Mütterchen, der Frau Schoppmann, gesessen wäre und hätte sich umsäuseln und umflüstern lassen von den reizenden Klängen, die Schoppmanns Vetter, der Commis aus Franken, seiner Geige zu entlocken wußte, statt in die wilden Wogen einzutauchen, die sich an diesem Abend in Gestalt von alten und jungen ge-

schniegelten Herren und alten und jungen nach Kräften aufgedonnerten Damen in ihr Haus ergossen. Aber es mußte sein, denn an ihrer Mutter Statt hatte sie die Honneurs des Hauses zu machen und die Gäste zu begrüßen.

Es war acht Uhr. Im großen Saal hatte das Musikkorps die Tribüne bestiegen; an den Tischchen, die rings an den Wänden aufgestellt waren, saßen die Frauen und Töchter der Kaufleute von Rotterdam in einem Putz, der auch in die Prachtsäle des Schlosses von Versailles gepaßt hätte, umschwärmt von jungen und älteren Herren, die sich um ein freundliches Wort, einen lachenden Blick aus den Augen der meistens blonden und recht behäbig aussehenden Rotterdamer Schönheiten bemühten. In den Nebenzimmern hatten sich bereits nicht wenige dicke alte Herren an den Spieltischen festgeankert und fühlten sich bei ihrem dampfenden Punschglas, ihren qualmenden Thonpfeifchen und ihren Karten so behaglich als nur immer möglich.

Der Tanz sollte beginnen, so bald der Hausherr mit seiner Tochter erschienen sein und die Gäste willkommen geheißen haben würde. Der Herr van Berndel ließ auch nicht auf sich warten. Die vergoldeten Zeiger der Uhr, welche an einer Wand des Saales angebracht war, wies eben auf acht Uhr, als der alte heute im höchsten Staat befindliche Jakob die Flügelthüren öffnete und der Erwartete eintrat, ein stattlicher Mann trotz seiner sechzig Jahre, und mit einem Gesicht, aus dem, für jetzt wenigstens, der gewöhnliche Ernst gewichen war und einem freundlichen Lächeln Platz gemacht hatte. An seiner Seite schritt — eine junge Friesländerin, ihr liebliches Angesicht schaute unter den edelsteinverzierten Goldplatten des Kopfschmuckes doppelt reizend hervor und für ihre schlanke und hohe Gestalt war die friesländische Tracht wie gemacht. Wie kam aber eine junge Friesländerin an den Arm des gravitätisch dahinschreitenden Chefs der achtbaren Firma van Berndel und van Diehl? Es war seine eigene Tochter und die Frau Schoppmann hatte ihr Pinchen dießmal hergerichtet, daß es freilich kein

Wunder war, wenn aller Augen theils bewundernd, theils neidisch auf die schöne Friesin sich richteten und die ganze Gesellschaft im voraus höchst gespannt war auf den friesländischen Nationaltanz, der, um eine kleine Abwechslung in den Ballabend zu bringen, später zu sechs Paaren nach dem Spiel einer Violine aufgeführt werden sollte.

Den Eintretenden drängte alles entgegen, und der Herr van Berndel und seine Tochter hatten gar nicht Hände genug um die sich entgegenstreckenden Hände zu drücken, und nicht Athem genug, alle Begrüßungen zu erwiedern. Der Kaufherr machte der Sache so bald thunlich ein Ende; ein Wink von seiner Hand gegen die Tribüne der Musikanten und dieselben begannen ein Menuet zu spielen; zu diesem keine heftige Körperbewegung erforderlichen Tanz suchte sich der Festgeber die Frau des reichsten Kaufmanns aus, der in der Gesellschaft war, eine Dame, die sich bis in ihr höheres Alter den zarten Teint der Holländerinnen, das sanfte blaue Auge und die schönen aschblonden Haare bewahrt, daneben aber den zweiten Centner schon längst hinter sich hatte. Philippine wurde von einem jungen Mann zum Tanz geführt, der ihr unter den ersten die Hand gedrückt und sich angelegentlichst nach dem Befinden seiner lieben Cousine erkundigt und ihr in der Geschwindigkeit eine Menge Artigkeiten über ihren Anzug, ihre Schönheit u. s. w. gesagt hatte. Ebenso traten die andern an, die Lust zum Tanz hatten, und während die Gesellschaft ein langweiliges Menuet durcharbeitet, stellt der Erzähler Philippinens Tänzer dem freundlichen Leser vor.

Es war dieß der Vetter, den der kleine boshafte Doctor einen Schleicher zu nennen beliebt hatte, der Herr van Heerenberg, ein Schwestersohn des Herrn van Berndel, ein schöner Mann von ungefähr dreißig Jahren, dessen Gesicht jedoch bei näherer Betrachtung wegen seiner etwas stechenden schwarzen Augen und des lauernden Zuges nichts besonders Vertrauen Erweckendes hatte. Er war von dem alten Herrn längere Zeit nach der Verstoßung seines eigenen Sohnes in's Geschäft gerufen worden, wo er sich als sehr fleißigen Arbeiter

zeigte, und als einen Mann, der Kenntnisse und Thatkraft genug besaß, um dem größesten Handelshaus mit Erfolg vorstehen zu können. Es wurde ihm von Herrn van Berndel großes Vertrauen geschenkt, welches er in jeder Beziehung rechtfertigte, und der Buchhalter Schoppmann mußte ihm das Zeugniß geben, daß er ein trefflicher Kaufmann sei, obgleich er von Anfang an insofern mit dem Doctor Kellerink übereinstimmte, als er gleich diesem eine Art Widerwillen, eine Abneigung gegen ihn hatte, von deren Grund er sich selber keine Rechenschaft zu geben vermochte. Man munkelte in den Kreisen der Rotterdamer Kaufleute, der Herr van Berndel wolle seinen Vetter adoptiren und zu seinem Geschäftsnachfolger machen, während die Kaufmannsfrauen bereits als feststehend annahmen, daß er und seine schöne Cousine Philippine ein Paar werden würden; ja die vorsorglichsten unter ihnen begannen schon darüber nachzudenken, welcherlei Hochzeitsgeschenk sie den jungen Eheleuten seiner Zeit überreichen wollten.

Für diesen Abend war der Herr van Heerenberg in einen westfriesischen Fischerjüngling verwandelt, was ihn jedoch nicht hinderte, seine schöne Cousine mit Schmeicheleien zu überschütten, die, in's Französische übersetzt, sich ganz trefflich auf den glatten Parquets in den Tuilerien zu Paris ausgenommen hätten. Die schöne Friesin schenkte ihm jedoch kein besonderes Gehör, denn sie konnte ihren lieben Cousin — nicht recht leiden; sein ganzes Wesen, aus dem sie instinctiv das Gemachte, Unwahre herausfühlte, war ihr zuwider, und seine Augen, die oft mit einem gar eigenthümlichen Blick auf ihr ruhten, flößten ihr eine Art von Schrecken ein. Diese Abneigung hatte sie schon zu mehreren Malen ihrer mütterlichen Freundin, der Frau Schoppmann, gestanden, und diese, wohlbekannt mit dem, was allgemein über die Absichten des Herrn van Berndel in Betreff seines Neffen und seiner Tochter angenommen wurde, sah mit Schrecken die Zeit nahen, wo Philippine sich zu einer Entscheidung gedrängt sehen würde, an welche diese selber gar nicht denken

durfte, wenn sie sich nicht einen ganzen Tag verbittern wollte. Bei den langsamen Bewegungen des Menuets und bei ihrer geringen Neigung, ihrem Vetter viel zu antworten, hatte Philippine Gelegenheit genug, ihre Augen ein wenig im Saal spazieren gehen zu lassen, was sie auch fleißig that, da sie gerne Jemand gesehen hätte, der sich bisher ihren Blicken entzogen hatte. Endlich wurde sie diesen Jemand gewahr; in einer Ecke des Saals unter einer Gruppe von Palmen, die für diesen Abend ihr feuchtwarmes stilles Haus hatten verlassen müssen, stand der Sohn der fränkischen Berge mit den glänzend braunen Haaren und den treuen braunen Augen, und zwar in der Gestalt eines jungen friesischen Bauern, mit seiner Geige beschäftigt, die nachher zu dem Friesentanz aufspielen sollte. Es war der schönen Kaufmannstochter, als ob die Blicke des deutschen Handlungsdieners ihren Bewegungen folgten, und darob ergoß sich eine etwas höhere Röthe über ihre Wangen, welche als eine Antwort auf seine süßen Worte zu nehmen der Herr van Heerenberg sich nicht entbrechen konnte.

Das Menuet ging zu Ende, nicht ohne daß die Tänzerin des Herrn van Berndel verschiedene Schweißtropfen vergoß und mit dem stillen Gelöbniß hinter einem Tische Posto faßte, diesen Abend den Platz nur mehr zu verlassen, wenn zum Essen gerufen würde. Dem Menuet folgten einige andere Tänze, dann kam das Glanzstück des Abends, der friesische Nationaltanz.

Die ganze Gesellschaft versammelte sich im Saal, selbst die alten Herren eilten sich von ihren Wisttischen los und stellten sich mit ihren breiten Gestalten und behaglichen Gesichtern unter den Gruppen ausländischer Bäume auf, welche die Saalecken schmückten. Alles war gespannt auf die Scene, die sich entwickeln sollte. Die sechs friesischen Paare traten, geführt von ihrem Geigenspieler, aus einer der Seitenthüren in den Saal ein, in dessen Mitte sie ihren Spielmann im Kreis umschlossen. Es waren lauter schöne Leute, dafür hatte der Herr van Heerenberg gesorgt, obgleich er manchem

und mancher dabei vor den Kopf stieß, denn sie sollten alle ihm und Philippinen zur Folie dienen, wie die kleineren Blümchen der prächtigen Camelie im Ballstrauß. Selber die alten Mynheers in den Ecken schmunzelten bei diesem Anblick, während manchem jungen Herren und mancher jungen Dame das Herz etwas schneller schlug, sei es aus Bewunderung oder — aus Neid. Besonders auf den Spielmann in der Mitte waren viele Augen gerichtet, denn der war ein prächtiger Bursche, frisch und frank hob er das Haupt empor mit dem schönen Haar und seine Augen schweiften frei über die glänzende Versammlung, seine kräftige hohe Gestalt aber wurde durch die kurze Schoosjacke, die anliegenden kurzen Beinkleider und die schneeweißen Strümpfe bestens hervorgehoben. Die Tochter der dicken Kaufmannsfrau, mit der der Festgeber getanzt hatte, noch ein halbes Backfischchen, konnte sich nicht enthalten, ihre Mutter halblaut zu fragen, wer denn der schöne Spielmann sei, wurde aber barsch zum Schweigen verwiesen mit der Bemerkung, es sei nur ein Handlungsdiener bei der Firma van Berndel und van Diehl und habe die Ehre, dort stehen zu dürfen, einzig seiner Kunst im Geigenspiel zu verdanken.

Der Beredete hob seine Violine zum Kinn empor und die Klänge eines schmelzenden Adagio durchzitterten wie Silberglöckchen den Saal, so daß allsogleich die tiefste Stille entstand. Denn keiner wollte etwas verlieren von diesen Tönen, die unwiderstehlich in Ohr und Herz drangen, obgleich sie hervorgerufen wurden durch die kunstfertigen Finger — eines Handlungsdieners. Der Director der Musikanten, ein lebhafter Franzose, war nach den ersten Bogenstrichen von seinem Sitze aufgefahren und wäre am Ende gar über den Bord der Tribüne herabgesprungen, wenn nicht sein phlegmatischer Contrabassist ihn bei den Rockflügeln erwischt und festgehalten hätte.

In sanften Accorden war das Adagio verklungen; die Gestalt des schönen friesischen Bauern richtete sich hoch auf, wie eiserne Klammern legten sich seine Finger um den

schlanken Hals der Geige, fester faßte die Hand den Bogen und nun rauschte die Melodie des Friesentanzes aus den Saiten, daß es den sechs Paaren wie ein electrischer Schlag durch die Glieder fuhr, und der Contrabassist auf der Tribüne ein lautes Beifallklatschen seines Directors nur dadurch verhindern konnte, daß er ihm jedesmal rechtzeitig seinen dicken Fiedelbogen zwischen die Rippen stieß. Es war in der That, als säße ein ganzes Orchester in der einzigen Geige und die tanzenden Paare schwebten dahin, gleichsam getragen von den mächtigen Tönen. Philippine warf im Vorübertanzen dem Spielmann hie und da einen Blick zu, aus dem ein Kundiger neben der Bewunderung noch etwas anderes herausgelesen hätte, und diese Blicke hatten auf das Spiel des Friesen einen entschiedenen Einfluß, denn wie helles Jauchzen klang's aus den Saiten hervor, als Antwort und Gruß.

Als der Tanz beendigt war, ließ sich zuerst unter den Palmen und Orangen in den Saalecken hervor von Seiten der behäbigen Mynheers lautes Beifallrufen und Händeklatschen vernehmen, welches sich schnell über den ganzen Saal verbreitete, und von dem man eigentlich nicht recht wußte, galt es dem Geigenspieler oder den Tanzenden. Bei dem französischen Musikdirector war entschieden das erstere der Fall, aber ehe er das Gedränge der Gäste durchbrechen konnte, um den famosen friesischen Bauern zu umarmen, war derselbe aus dem Saal verschwunden. Wohin war er gerathen?

Er saß auf seinem Zimmer, in das nur das wenige Licht fiel, welches von den Sternen am klaren Winterhimmel ausging; träumend schaute er vor sich hin und sein Geist weilte bei der schönen Friesin, die wohl jetzt wieder an der Hand des Herrn van Heerenberg oder eines anderen Bevorzugten durch den Saal schweben würde. Es kam ihm dieser Gedanke eigentlich wie ein Frevel vor und er versuchte ihn zu verscheuchen; aber es wollte nicht gelingen, immer wieder sah er den friesischen Kopfputz auf dem

prächtigen blonden Haar und die sanften Augen in dem lieblichen Angesicht. Er griff nach seiner Geige, und leise in wunderbar schönen Variationen klang durchs stille Zimmer die Melodie zu dem Volkslied:

Elslein, liebes Elslein,
Wie gern wär ich bei dir!
Doch sind zwei hohe Berge
Wohl zwischen dir und mir.

Elslein, liebes Elslein,
Wie gern wär ich bei dir!
Doch sind zwei tiefe Wasser
Wohl zwischen dir und mir.

Ob auch die Friesin noch dachte an den schönen Spielmann, der seine Geige so meisterlich zu handhaben wußte? Wer weiß es? Sie tanzte und saß zu Tisch und tanzte wieder, und ließ sich den Hof machen von den jungen und alten Herren, aber ob nicht die Gedanken der reichen Kaufmannstochter doch hinüberflogen in das einsame Zimmer des armen Handlungsdieners, wer will es sagen?

Wir lassen die Gäste des Herrn van Berndel das bestimmte, im voraus festgesetzte Programm abtanzen und abessen, abtrinken und abspielen, und werfen, ehe wir das Haus des Festgebers verlassen, nur noch einen Blick in eines der kleineren Zimmer, wohin sich, gegen Morgen schon, der Herr van Heerenberg mit einigen Kaufmannssöhnen seiner näheren Bekanntschaft, die gern ein Glas guten Weins im Stillen tranken, zurückgezogen hatte. Das Gespräch der jungen Leute bezog sich natürlich auf die Erlebnisse des Abends.

„Nun, Heerenberg, sagte einer, der, obwohl nicht viel älter als dreißig Jahre, schon recht gut die Rolle des Bachus auf dem Weinfaß hätte spielen können, so wohlbeleibt war er und so unverkennbar trug sein Gesicht die Weinfarbe, „nun, Heerenberg, das muß man sagen, deine Philippine ist ein schönes Mädchen; du hast ein unverschämtes Glück,

das schönste und reichste Mädchen in Rotterdam uns alt-einheimischen Junggesellen ohne weiteres wegzuschnappen!" „Ich glaube gar, van der Palm, fiel ein anderer ein, du hast auch noch Heirathsgedanken! Ich habe gemeint, du hättest keine andere Liebchen, als deine Fässer voll Liebfrauenmilch und Portwein und Madeira und wie sie alle heißen." „Seine Philippine! sagst du", schrie ein dritter dazwischen, dessen Haut von der Sonne Batavias in eine Art bräunliches Pergament verwandelt worden war, „seine Philippine! Ich sage, es ist noch nicht so weit! Während du in eurem friesischen Tanz mit unserer Festgeberin herumschwebtest und ein Gesicht dazu machtest, wie ein welscher Hahn, wenn er unter seinen Hennen herumsteigt, konntest du freilich nicht sehen, Heerenberg, was für Blicke das gnädige Fräulein dem Deutschen zuwarf, der, nebenbei gesagt, schöner aussah, als ihr anderen sechs miteinander, und spielen kann er, daß es wahrhaftig kein Wunder wäre, wenn er deiner Philippine, oder eigentlich noch nicht deiner Philippine, den Kopf verdrehte." Das Gesicht Heerenbergs wurde noch röther bei diesen Worten, als es der reichlich genossene schwere Wein schon so gemacht hatte. „Was sagst du, Ruyter", rief er und stieß sein Glas heftig auf den Tisch, „ein Handlungsdiener aus irgend einem obscuren Winkel in Deutschland, soll zwischen mich und Philippine treten, ein Mensch, der keinen Heller Geld hat? Und wenn sie sich in seine schöne Larve und in sein Spiel verlieben sollte, wäre nicht noch der alte Herr da? Der würde ihm wohl den Weg weisen, zurück in seinen hercynischen Urwald!" „Ereifre dich nicht, Heerenberg", beschwichtigt der Angeredete, und seine schwarzen Augen blitzten tückisch aus seinem lederfarbenen Gesicht hervor, „ich habe ja nur Vermuthungen aufgestellt, zu denen mich ein dir wohlbekannter Vorgang in eurer Familie brachte, ein Vorgang, dem du deine gegenwärtige Stellung verdankst." „Zum Teufel, Ruyter", fiel ein junges Herrchen ein, dem die Adern an den weißen Händen durch den genossenen Wein angeschwollen waren,

wie Stränge, „mußt du denn heut den Heerenberg an alles erinnern, was ihm unangenehm ist!“ Aber der weinselige Bachus spielte die Rolle Ruyters fort, trotz dieses Winkes, und sagte: „Ja, was nur aus dem armen Richard und seiner schönen Buchhalterstochter geworden ist, er hat mich doch schon manchmal gedauert!“ „Der wenn einmal wiederkäme, Heerenberg!“ ließ sich eine Stimme aus einer Tabakswolke heraus vernehmen, „wer weiß, ob ihn der Alte nicht doch wieder zu Gnaden annähme. Dann dürftest du abfahren!“

Der Herr van Heerenberg war unruhig auf seinem Stuhl hin und her gerückt bei diesen Reden und seine Augen blitzten vor Zorn. „Habt ihr es denn rein darauf abgesehen, mich zu ärgern?“ schrie er. „Nein, nein“, erwiderte der Bachus, „wer wird einen solchen getreuen Cumpan ärgern wollen, wie dich; ich schlage vor, wir trinken einmal auf das Wohl von Ernst und Philippine; Ernst und Philippine, sie sollen leben, hoch!“ schrie er, und die andern schrieens nach und stießen die Gläser klirrend zusammen.

Heerenberg meinte, er müsse zerplatzen vor Wuth. „So, schreie nur recht, verfluchter Kerl“, knirschte er zwischen den Zähnen; „bist du denn ganz betrunken van der Palm? Weißt du nicht, daß daneben auch noch Leute sitzen, die Ohren haben zu hören?“ „Ach, thut nichts“, erwiderte dieser und wischte sich den übergegossenen Wein von der feinen Spitzenchemisette, heut nimmt man's nicht so genau. Und recht habe ich am Ende doch; denn du hast mir ja selber anvertraut, daß dir der Alte in dieser Beziehung ziemlich bindende Zusagen gemacht hat.“

„Ja“, sagte Heerenberg, den der Wein ein wenig gesprächiger gemacht hatte, als er wohl sonst gewesen wäre, „es ist wahr; wenn Philippine mich nicht verschmäht, denke ich euch schon einmal in diesen Räumen als Festgeber begrüßen zu können. Ach, wenn es nur schon so weit wäre!“ „Schaut nur diese Liebessehnsucht!“ höhnte der lederfarbene Batavier. „Ach was! Liebessehnsucht!“ fiel das feine Herrchen

ein, das der Wein kühn gemacht hatte, „dazu ist Heerenberg viel zu gut bekannt in den drei lustigen Schiffern. Nein, das Geld will er recht bald, und da drunten im Comptoir in der Laterne sitzen an des Alten Platz!“

Heerenberg schoß dem kühnen Jüngling giftige Blicke zu, und es hätte am Ende bei der hohen Weintemperatur Streit gegeben, wenn nicht einer seine Stimme erhoben hätte, der bisher geschwiegen und in den mit goldenem Rheinwein gefüllten Römer so beharrlich hinein geblickt hatte, als sähe er drinnen die sonnenbeglänzten, burgengekrönten Rebhügel des Vaters Rhein in ihrer ganzen Schönheit auftauchen. „Liebe Leute“, sagte er, die weinschweren Augen mühsam erhebend und mit etwas lallender Zunge, „ihr streitet euch, so zu sagen, um des Kaisers Bart: ich will euch ein Geheimniß offenbaren!“ — „Van der Deken!“ schrie Heerenberg wie wüthend und wollte auf den Redner losstürzen, aber der Bachus hielt ihn fest. „Heraus mit dem Geheimniß!“ rief die ganze saubere Sippschaft.

„Ist sehr einfach“, lallte der Angeredete, „unser lieber Freund Heerenberg ist schon seit drei Jahren ver — ja, ja, verlobt!“ „Oho!“ klang's in der Runde. „Verlobt, rite verlobt! sage ich euch“, fuhr van der Deken fort, „wo und mit wem, dieß zu errathen, überlasse ich eurer Weisheit.“

„Glaubt ihm nicht!“ schrie Heerenberg, „er redet im Rausch.“ „Ach, wie möcht ich da so wüthen“, fiel nicht minder schreiend der Batavier ein, „du wirst wissen, dich los zu machen und der Alte erfährt nichts davon. Was liegt also dran!“

Den alten Herren im Nebenzimmer wurde das Geschrei doch nach und nach zu arg; sie merkten, wie viel es bei den meisten der jungen Leute geschlagen hatte, und trieben deßhalb zum Aufbrauch. Bald war es in den Zimmern und im Saal leer, und die dienstbaren Geister begannen ihr Reinigungswerk, damit so bald als möglich den Herrn van Berndel nichts mehr erinnere an die Unterbrechung der Stille in seinem sonst so stillen Haus.

---

# Zehntes Kapitel.

## Ein arger Schlag.

Von der Seelenarznei, welche der Doctor Kellerink seinem alten Special Heinrich eingegeben hatte, ließ sich eine nach außen hin merkbare Wirkung nicht spüren; ebenso wenig von der Warnung, welche er ihm wegen des Herrn van Heerenberg hatte zukommen lassen. Aber es trat ein Ereigniß ein, welches diese Warnung als eine sehr gegründete erscheinen ließ, und zugleich die harte Kruste zerschlug, welche der Herr van Berndel um sein Herz gelegt hatte, ein Ereigniß, das ihn aber äußerst schmerzlich berührte.

Es war eine Woche nach dem eben beschriebenen Ballabend. Im Comptoir des Hauses van Berndel und van Diehl regte sich das gewöhnliche Leben und Treiben. Die Commis standen an ihren Pulten und ließen ihre Federn über das Papier fliegen, der Kassier handierte an dem Zahltisch mit der weißen Marmorplatte, auf der das Silber und Gold klang und klapperte, das er einnahm und ausgab. Schoppmann quälte sich mit einem Kunden ab, der durchaus den Centner Kaffee um einige Gulden wohlfeiler erhalten wollte, obgleich der Buchhalter ihm bereits zum zehnten Mal versicherte, daß das Haus ihn nicht um einen Heller billiger ablassen könne oder wolle. Der Herr van Berndel saß in seinem laternenartigen Verschlag, tief gebeugt über einen Stoß von Geschäftsbriefen und Rechnungen, deren Durchlesen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Der Herr van Heerenberg hatte heute seinen Platz noch nicht eingenommen, obgleich es schon auf drei Uhr ging.

Im Comptoir war es noch lebhafter als gewöhnlich, eine Menge von Zahlenden und Geldempfangenden drängte sich am Tisch des Kassiers, so daß dieser den wie im Geigenspiel, so auch im Geldzählen gewandten deutschen Commis zu Hilfe rief, als auch eine Frauensperson, ziemlich ärmlich angezogen und das Gesicht mit einem Schleier bedeckt, eintrat. Sie fragte den der Thüre zunächst stehenden

Handlungsdiener mit zaghaft klingender Stimme nach dem Herrn van Berndel. Der Jünger Merkurs unterbrach den schnellen Lauf seiner Feder und schaute mit mürrischem Gesicht die Fragende an, dann deutete er mit dem Finger auf die Loge des Kaufherrn und im nächsten Augenblick knarrte seine Feder schon wieder über das Papier. Das Frauenzimmer drängte sich schüchtern zwischen den Pulten und den Leuten hindurch und trat zu dem Kaufherren ein, gefolgt von Schoppmann, der endlich den zudringlichen Kunden abgefertigt hatte, und nun wegen eines anderen Geschäftes mit seinem Herrn reden wollte.

Dieser forderte das Frauenzimmer auf, Platz zu nehmen und ihr Anliegen vorzutragen. Sie setzte sich und schlug den Schleier zurück, der ein liebliches Gesicht verhüllt hatte, auf welchem jedoch die Spuren von Entbehrungen oder von Kummer deutlich zu lesen waren.

„Ich komme zu Ihnen, Herr van Berndel, hub sie an, nicht in Geschäftssachen, sondern um mir eine Aufklärung zu verschaffen, die Sie mir sicher nicht verweigern werden, wenn ich Ihnen sage, daß es sich um mein Lebensglück handelt. Ich heiße Lina Boerhagen und bin die Tochter eines Predigers, der schon vor längeren Jahren verstorben ist. Seit seinem Tod lebe ich mit meiner Mutter in Amsterdam, und es bleibt uns nichts anderes übrig, als neben der kleinen Pension, die meine Mutter bezieht, durch Herstellung feiner Handarbeiten Verdienst zu suchen. Vor sechs Jahren, ich war damals achtzehn Jahre alt, lernte ich auf einer Vergnügungsfahrt, welche ich mit einigen Freundinnen und deren Eltern unternahm, einen gewissen Herrn Ernst van Heerenberg kennen" —

„Wie sagen Sie", unterbrach sie der Kaufherr, indem er seine Feder zwischen den Fingern drückte, daß sie krachte, „Ernst van Heerenberg?"

„Ja", erwiderte das Mädchen; „er war damals Handlungsdiener in einem Haus zu Amsterdam, dessen Namen mir im Augenblick entfallen ist."

„Fischer und Schelling, selige Erben“ murmelte der Herr van Berndel, dessen Gesicht immer gespannter wurde.

„Er schien Wohlgefallen an mir zu finden, und bat um Erlaubniß, mich in meiner Wohnung aufsuchen zu dürfen. Als er bei uns erschien, machte sein Auftreten auf meine Mutter einen so günstigen Eindruck, daß sie ihm diese Erlaubniß nicht versagen zu können glaubte, um so weniger, als wir durch dritte Hand erfahren hatten, daß er in seinem Geschäft sehr beliebt und geschätzt war. Er kam öfter, später fast täglich und sein ganzes Benehmen war stets ein solches, daß ich, als er zuletzt um meine Hand anhielt, mich mit ihm verlobte.“

Der Kaufherr bebte vor innerlicher Erregung, aber er zwang sich gewaltsam zur Ruhe, während Schoppmann ihn mit steigender Angst betrachtete.

„Ungefähr anderthalb Jahre nach unserer Verlobung“, fuhr das Fräulein fort, „verließ er Amsterdam, um, wie er sagte, durch den Eintritt in ein hiesiges Handlungshaus seine Verhältnisse zu verbessern, und so den Weg zu unserer Verheirathung zu bahnen. Den Namen dieses Handlungshauses habe ich erst vor drei Tagen erfahren, es ist das Ihrige, Herr van Berndel. Mein Bräutigam kam noch manchmal nach Amsterdam, mich aufzusuchen; aber ich merkte wohl, daß sein Benehmen gegen mich nicht mehr so war, wie früher, es schien ihn irgend etwas zu bedrücken, wenn ich ihn aber darüber zur Rede setzte, leugnete er alles ab. Seit einem Jahr wurden seine Besuche und seine Briefe immer spärlicher, und seit ungefähr vier Monaten habe ich ihn weder gesehen noch eine Zeile von ihm erhalten. Vor drei Tagen nun kam ein unbekannter Mann in meiner Abwesenheit in unsere Wohnung und übergab meiner Mutter einen Brief ohne Unterschrift, an mich gerichtet. In diesem Brief stand, daß Ernst van Heerenberg alle Aussicht habe, sich in kurzer Zeit mit einem Fräulein Philippine van Berndel, der einzigen Tochter eines sehr reichen Kaufmanns in Rotterdam, zu verloben und als Theilhaber in's Geschäft

einzutreten. Das war ein harter Schlag für mich und meine arme Mutter, obgleich wir etwas Aehnliches erwarteten. Und heute bin ich nun hier, um aus Ihrem eigenen Munde, Herr van Berndel, die Bestätigung zu erhalten, ob ich wirklich betrogen und verrathen bin."

Die Sprecherin saß aufgerichtet auf ihrem Sessel und ein edler Stolz leuchtete aus ihren Augen, erzeugt von dem Bewußtsein, unschuldiger Weise elend behandelt worden zu sein.

Der Kaufherr, dessen Augen starr auf das Mädchen gerichtet gewesen waren, als müßte er ein ihn vernichtendes Urtheil aus ihrem Mund vernehmen, stieß einen Seufzer aus, aus dem sich der Schmerz heraushören ließ, der in seinem Herzen wühlte. Aber noch immer behielt er seine Fassung bei.

„Da kommt eben der Herr van Heerenberg in's Comptoir", preßte er hervor, „er soll Ihnen, mein Fräulein, selber Antwort geben auf Ihre Frage. Schoppmann, ruft ihn herein!"

Der Angeredete folgte, von dem Gehörten selber ganz betäubt, der Aufforderung, und im nächsten Augenbick kam Heerenberg leichten Schrittes in die Loge mit der Frage: „Was steht zu Diensten, lieber Onkel?"

Indem sah er das Gesicht des Kaufherrn näher an, es war aschgrau geworden und er hielt sich krampfhaft am Tisch. „Um des Himmels willen, was gibt es denn?" rief er aufs äußerste erschrocken. Schoppmann deutete auf das Fräulein, das Heerenberg bisher gar nicht beachtet hatte; sie stand auf und wendete ihm ihr Gesicht zu. „Lina!" hauchte er, bleich bis in die Lippen hinein.

„So habe ich also einem Schurken mein Vertrauen geschenkt! O mein Sohn, mein Sohn!" schrie der Kaufherr und brach ohnmächtig in seinen Lehnsessel zusammen. Heerenberg aber stürzte, wie von Furien gejagt, aus der Loge und aus dem Comptoir.

Nun gab es natürlich einen erschrecklichen Aufstand.

Lina Boerhagen kniete an dem Sessel des Ohnmächtigen, dessen Athemzüge kurz und röchelnd waren, hielt seine kalte Hand und klagte sich an, sie sei schuld an seinem Tod. Schoppmann rannte in das Comptoir und schrie nach Wasser, die Commis liefen durcheinander, der eine rief, man solle den Doctor Kellerink holen, der andere, man solle das Fräulein Philippine herabrufen.

Die Verwirrung erreichte ihren Gipfelpunkt, als wie gewünscht der kleine Doctor selber angerannt kam. „Gift und Pestilenz“, kreischte er mit seinem dünnen Stimmchen, „ist denn heute das ganze Haus van Berndel und van Diehl plötzlich närrisch geworden? Draußen begegnet mir der Heerenberg mit einem Aussehen, wie ein Gespenst, hier drinnen schreit Alles durcheinander, wie toll. He, Schoppmann! Was ist denn los?“ schrie er den bestürzten Buchhalter an und packte ihn bei seiner Rockklappe.

„Nun, Gott sei Dank“, sagte dieser, „daß Ihr da seid, Herr Doctor! Unsern lieben Herrn hat der Schlag getroffen!“

„Holla! Der Schlag getroffen“, entgegnete der Doctor, „will's nicht hoffen! Hat gewiß was gegeben mit dem Schleicher, dem Heerenberg, hab mir's schon lange gedacht! Aber nur geschwind! Ihr, junger Herr, sagte er zu dem geigenspielenden Handlungsdiener, und stieß ihm ziemlich unsanft seine Stockzwinge zwischen die Rippen, lauft, was Ihr laufen könnt, und laßt Euch bei mir zu Hause von meinem Assistenten meine Instrumente geben, und Du, junger angehender Ritter vom Kaffeesack, so wendete er sich an einen Lehrling, der mit offenem Munde da stand, springst hinauf und holst die Frau Schoppmann und das Fräulein herunter! Kommt, Schoppmann, jetzt wollen wir einmal sehen!“

Mit ein paar Sätzen war er in der Loge. „He, ein fremdes Frauenzimmer, es geht mir ein Licht auf, o der Heuchler!“ murmelte er. „Erlaubt einmal, mein schönes Fräulein“, sagte er, und ergriff die schlaff herabhängende Hand des Ohnmächtigen, um den Puls zu fühlen, während

die Anwesenden und die vom Comptoir aus Nachdrängenden erwartungsvoll auf seinen Ausspruch harrten. „Hm, Hm", ließ sich der Doctor vernehmen; „Schlag? Glaub's kaum! Aber schwere Ohnmacht! Holla, ist denn der Held von der Feder mit meinem Besteck noch nicht da?"

Jetzt kam auch Philippine und Frau Schoppmann. Die erstere, ihr Gesicht war durch die Schreckenskunde ganz verstört, wollte auf ihren Vater zustürzen und ihn umarmen; aber der Doctor ergriff sie am Arm und sagte: „Halt, Pinchen, der Mann gehört vor der Hand mir an, und ich lasse ihn von Niemand berühren. Uebrigens wird's so gefährlich nicht sein und wir werden ihn, denke ich, wieder zurecht bringen."

Der Abgesandte, der für seinen Herrn, und noch mehr für den Vater Philippinens gerannt war, als säße ihm der Tod auf den Versen, brachte das Besteck schweißtriefend, obgleich es draußen eine recht anständige Kälte hatte. Eine Aderlässe, die der Doctor dem Patienten applicirte, hatte in so fern gute Wirkung, als der Athem leichter ging, wenn auch der Kaufherr noch nicht aus seiner Ohnmacht erwachte. Nach Verlauf einer Viertelstunde lag er, wohl gebettet und von Frau Schoppmann und Philippine aufs Aengstlichste bewacht, in seinem Zimmer.

Lina Voerhagen war in der allgemeinen Verwirrung verschwunden, sie wollte nicht durch ihre Anwesenheit die Augen der Kaufmannstochter auf sich ziehen, um nicht gezwungen zu sein, ihr zu wiederholen, was sie ihrem Vater gesagt hatte.

Die Kunde von dem Unfall des Herrn van Berndel lief noch an demselben Tag durch ganz Rotterdam, nur daß die Ursache desselben auf alle mögliche Weise verdreht und mit schrecklichen Nebenumständen ausgestattet wurde.

# Eilftes Kapitel.

## Generalbeichte.

Als der Magister Schönberg an jenem zweiten Weihnachtsfeiertag die Nachricht seiner Frau mit nach Hause brachte, daß sie Einquartierung bekommen würden, hatte diese keine besondere Freude daran, und ärgerte sich im Stillen ein ganz klein wenig, daß sein gutes Herz mit ihrem Mann wieder einmal durchgegangen sei. Denn sie war nicht blos eine reinliche Frau, sondern in ihrer Reinlichkeit manchmal gerade zu peinlich. Wie die Portiers auf unsern großen Eisenbahnhöfen stets ihren silberknöpfigen Stock in der Hand haben, so ging sie fast den ganzen Tag mit ihrem Abwischtuch im Hause herum, jedes Stäubchen zu verbannen. Nur das Arbeitszimmer des Magisters war ihrer Gewalt entrückt, und sie mußte ungefähr alle Woche einmal die Zeit abpassen, wo er draußen auf seinen Filialen war, um auch in seinem Zimmer Kehrbesen und Wischlappen walten zu lassen, jedoch so, daß er bei seiner Rückkehr alle seine hundert Sachen genau auf demselben Platz fand. Damit aber die freundliche Leserin eine recht hohe Meinung von der Accuratesse der Frau Magisterin bekommt, will ich ihr noch einen Zug verrathen, muß sie aber bitten, mir zu folgen in — die Holzlege. Andere Leute schlichten das klein gemachte Holz auf, wie es gerade kommt. So war es aber bei der Magisterin nicht, sondern da mußte alles Holz so gelegt werden, daß die schneeweißen Schnittflächen der Buchenscheitchen dem Beschauer zugekehrt waren. Sie soll einmal einen ganzen Holzstoß wieder haben einreißen lassen, weil die Magd ein Scheitchen verkehrt hinein legte, so daß man die durch das Liegen im Freien ergraute Schnittfläche sah.

Nun glaubte also die Frau Magisterin, die Gäste, welche ihr die Gutmüthigkeit ihres Mannes auf den Hals geladen hatte, würden ein gutes Stück von der Unordnung und dem Schmutz des Lagerlebens in ihr ausgeblasenes und aufgelecktes Haus mit hereinbringen und diese Furcht wollte

sich schier ein bischen aufbäumen gegen des Apostels Ermahnung: „Seid gastfrei ohne Murmeln.“

Sie hatte sich getäuscht. Die Frau Stallmeisterin hatte auch im Lager- und Wanderleben die sprichwörtliche holländische Reinlichkeit nicht verlernt. Wenn nicht neben ihrem traurigen, noch dazu in gelindes Dunkel gehüllten Schicksal, die große Schönheit und Sanftmuth der fremden Frau das weiche Herz der Magisterin schnellstens gewonnen hätte, so hätte es ihre große Reinlichkeitsliebe gethan, welche fast bei ihr eine kleine Eifersucht erregte — ganz abgesehen von dem reizenden kleinen Bengel, dem Fränzchen, der sich nur zu zeigen brauchte, um die Herzen alter und junger Frauen sich zufliegen zu machen.

Wer wollte leugnen, daß die Frau Magisterin sehr gerne ein Näheres erfahren hätte über Herkunft und Lebenslauf ihrer Gäste? Je lieber sie dieselben von Tag zu Tag gewann — das kleine Mariechen durfte schon nach vierzehn Tagen nicht ohne ihre Assistenz gewaschen und gefüttert werden — desto mehr stieg diese Sehnsucht. Sie hatte einmal sogar ein wenig angeklopft mit der Bemerkung, daß ihr einziger Sohn in Holland zu Rotterdam in einem Handlungshaus sei, Eugenie hatte aufgehorcht und war etwas blaß geworden, hatte aber nichts erwidert. Die Frau Magisterin besaß Tact genug, fortan ganz zu schweigen und auch nicht mehr im entferntesten anzuklopfen. Ihre Neugierde sollte jedoch bald ohne ihr Zuthun aufs vollkommenste befriedigt werden.

Der achtundzwanzigste Februar 1766 war für das Haus des Magisters Schönberg ein Festtag, denn an demselben war sein Geburtstag, und dießmal war noch etwas dazu gekommen, was die Festfreude besonders erhöhte, ein Brief von dem Sohn im fernen Niederland. Das war ein günstiger Zufall; denn damals konnte man es noch nicht auf die Stunde hinaus berechnen, wenn ein Brief von Rotterdam in einem kleinen fränkischen Landstädtchen eintreffen müßte. Doch der besagte Brief hatte Glück gehabt; ein

Reisender der Firma hatte ihn mit heraufgebracht bis Marktbreit, dem damaligen Stapelplatz der Colonialwaaren für das Frankenland, und von da war er durch Vermittlung der Fürstlich Turn- und Taxisschen Reichspost gar nach Waldheim gelangt, und dieß alles in — vierzehn Tagen.

Die Frau Magisterin hatte ihre Gäste zum Geburtstagskaffee eingeladen, der um ein Uhr Mittags zu verschiedenem, von ihr mit großer Gewandtheit hergestellten feinen Backwerk getrunken werden sollte. Am Vormittag hatte sie vor lauter Backen gar nicht Zeit gehabt, den Brief ihres Sohnes zu lesen, jetzt beim Kaffee wollte der Magister ihr ihn vorlesen. Nachdem dem Backwerk von allen Seiten die gebührende Ehre angethan war, und die zwei Herren ihre Pfeifen in Brand gesetzt, sowie die Frauen ihr Strickzeug zur Hand genommen hatten, begann die Vorlesung, die aber in einer Weise unterbrochen werden sollte, wie es weder der Vorleser noch seine Zuhörer ahnten.

Der Sohn des Magisters schrieb, wie einer schreibt, der alle Vierteljahre einmal sein Herz brieflich ausschüttet, nämlich sehr weitläufig. Nach diesem und jenem, was uns nicht interessirt, kamen die Worte: „Mein Geigenspiel findet hier sehr große Anerkennung, und ich danke Euch deßhalb jetzt noch, lieber Vater, für die Pfötchen, die ich manchmal von Euch empfieng, wenn ich meine Uebungen leichtsinnig und schlecht durchspielte. Neulich wurde auf einem Ball, den der Herr van Berndel gab — bei diesem Wort zuckte der Stallmeister und seine Frau heftig zusammen, jedoch ohne daß es von ihren Gastfreunden bemerkt worden wäre — ein friesischer Nationaltanz aufgeführt, bei dem ich als Spielmann fungirte und mich großen Beifalls zu erfreuen hatte. Auch Fräulein Philippine, die ich manchmal Abends bei unserem Vetter Schoppmann sehe, fordert mich fast jedesmal auf, ihr einige deutsche Volkslieder vorzuspielen, deren Melodien ihr sehr zu Herzen zu gehen scheinen."

Der Magister setzte ein wenig aus, um seine Pfeife nachzustopfen und sagte dann höchst behaglich, während der

Stallmeister und seine Frau fast vergingen vor Ungeduld, weiteres zu hören, zu seiner Frau: „Siehst du, Alte, wie Unrecht du gehabt hast, als du öfters unwillig darüber wurdest, daß ich den Buben, dein liebes Schooskind, so ernstlich zum Spielen anhielt; ich sah sein großes Talent und hielt darauf, daß er es ausbilde, jetzt erntet er die Früchte davon. Aber ich will weiter lesen, es kommt jetzt etwas, woraus man sieht, daß Reichthum und Glück mit nichten Geschwister sind."

Dem Stallmeister war die Pfeife ausgegangen und er biß krampfhaft auf die Spitze, seine Frau dagegen strickte in fieberhafter Hast und ließ Masche um Masche fallen.

„Meinen lieben Herrn hat kürzlich ein Unglück betroffen, verschuldet von dem Herrn van Heerenberg, seinem Neffen, den er, wie ich Euch schon früher schrieb, an der Stelle seines eigenen von ihm verstoßenen Sohnes zu seinem Geschäftsnachfolger machen und, dieß erfuhr ich erst von Schoppmann, mit seiner Tochter Philippine verheirathen wollte. Es stellte sich nämlich heraus, daß Heerenberg bereits verlobt war, bevor er in's Haus kam, dieß aber schmählicher Weise verschwieg, als er inne wurde, welche Absichten der Herr van Berndel mit ihm und Fräulein Philippine hatte. Seine frühere Braut erschien im Comptoir und setzte dem alten Herrn die Sache auseinander, worüber er sich so alterirte, daß er ohnmächtig wurde und wir alle meinten, der Schlag habe ihn getroffen."

Wenn der Magister nicht ein wenig schwerhörig gewesen wäre und seine Frau sich nicht gerade nach einer fallen gelassenen Stricknadel gebückt hätte, so hätten sie das unterdrückte Ach vernehmen müssen, welches der Stallmeister ausstieß.

„Es war aber kein Schlaganfall, sondern nur eine tiefe Ohnmacht. Doch befiel meinen Herrn ein heftiges Fieber, daß er mehrere Tage lang in Todesgefahr schwebte. Jetzt meint der Doctor, es sei die Gefahr überstanden, wie mir heute Fräulein Philippine selber mit großer Freude erzählte."

Hier unterbrach ein lautes „Gott Lob!“ und heftiges Schluchzen den Vorleser, und als er von seinem Brief und die Frau Magisterin von ihrem Strickzeug aufschaute, lag die Stallmeisterin laut weinend in den Armen ihres Mannes, dem die hellen Thränen über die Wangen in seinen Bart herabliefen. Er blieb den Staunenden nicht lange die Erklärung schuldig. „Ihr habt von meinem Vaterhaus, von meinem Vater und meiner Schwester gelesen, Herr Magister“, sagte er mit von Thränen halberstickter Stimme.

„Wahrlich“, rief der Angeredete aus, indem er aufsprang, „Gottes Wege sind wunderbar, oft hab' ich's gepredigt, jetzt hab' ich einmal wieder den Beweis dafür in der Hand. So wäret Ihr also nicht ein Herr Krüger von Bergen op Zoom in Holland, sondern Richard van Berndel, der Verstoßene, von dem mir mein Karl geschrieben und Eure Frau meines Schwagers Schoppmann Tochter. Gott sei Dank, daß er Euch gerade hieher und zu uns geführt hat!“

Die Magisterin hatte sich neben Eugenie gesetzt, sie an sich gezogen und fuhr ihr schmeichelnd mit der alten welken Hand über die schönen blonden Haare und die thränennassen Wangen. „Sei still, Kind“, sagte sie, „du bist nicht mehr unter Fremden, ich bin ja deines Vaters leibhaftige Schwester, und Gott, der dich zu uns gebracht hat, der wird sein Werk nicht halb thun, sondern dich auch wieder heimbringen, und meine Eugenie wird als Herrin walten im großen reichen Haus.“

„So weit“, sagte der Magister, „sind wir nun zwar noch nicht, Alte, aber — was wollt Ihr jetzt eigentlich thun, Herr van Berndel?“

„Zuerst“, erwiderte dieser, „will ich Euch meine Geschichte erzählen, die freundlich beginnt, dann sehr traurig wird, und, so Gott seine Gnade dazu gibt, noch einen guten Schluß finden soll, und dann will ich Euch fragen um Euren Rath, Herr Magister. Also zuerst die Geschichte, damit Ihr vollständig wißt, wie Ihr daran seid mit uns.“

„Wer ich und Eugenie wirklich sind, ist Euch jetzt

bekannt, und Ihr dürft uns nicht übel nehmen, daß wir bisher Euch nicht aufgeklärt haben, denn der Unglückliche verbirgt sein Leid gern unter fremdem Namen. Meine Jugendzeit verging sehr glücklich. Zwar mein Vater stand mir etwas ferne; nicht als ob er mich nicht geliebt hätte; aber er war immer sehr mit Geschäften überhäuft und hatte ein etwas starres abstoßendes Wesen an sich, er besaß nicht die Gabe, die ja so vielen abgeht, seine Liebe zu zeigen, und dadurch an sich zu ziehen. Mit desto größerer Liebe hing meine Mutter an mir, eine gar stille und sanfte Frau; sie verwöhnte mich leider ein wenig, so daß mein Eigenwille nicht gebrochen wurde und ich meinte, Alles durchsetzen zu können. Sehr verschönert wurde meine Jugendzeit durch meine Feundschaft mit Eugenie; sie war zwei Jahre jünger als ich. Kaum konnte sie recht laufen, so war sie meine unzertrennliche Gefährtin; später kam noch meine Schwester Philippine hinzu, die vier Jahre nach mir geboren wurde, und wir verlebten in dem großen Haus zu Rotterdam, oder auf dem schönen Landsitz Lilienbosch die glücklichsten Tage. Als ich schon die Schulen in Rotterdam besuchte, wußte ich mir nichts Besseres, als in der Gesellschaft meiner langjährigen Spielcameradinen zu sein. So wuchsen wir heran und es wäre nun wohl am Platze gewesen, meinen Umgang mit Eugenie ein wenig zu beschränken. Doch meine Mutter unterließ es, und mein Vater war von seinen Geschäften so sehr in Anspruch genommen, daß er auf uns Kinder wenig achtete. Die Frau Schoppmann suchte wohl ihre Tochter so viel als möglich von mir fern zu halten, weil sie die Folgen ahnte. Aber es half nichts mehr, die Liebe war in unseren Herzen schon erwacht, und auch mein zweijähriger Aufenthalt an der Universität Leyden, den freilich viele Besuche in Rotterdam unterbrachen, konnte uns nicht mehr trennen. Als ich wieder ganz nach Hause zurückkehrte, starb meine Mutter, die schon länger gekränkelt hatte, der erste große Schmerz, der meine glückliche Jugendzeit unterbrach. Mit dem zwanzigsten Jahr trat ich in das Geschäft meines

Vaters ein, das zu übernehmen ich bestimmt war. Aber ich sollte nicht lange an meinem Pult im Comptoir stehen. Mein Vater äußerte einmal scherzweise, es wäre nun für mich bald Zeit, mich unter den reichen Kaufmannstöchtern zu Rotterdam oder Amsterdam nach einer Lebensgefährtin umzusehen. Da hielt ich es für meine Pflicht, ihm zu erklären, daß ich nie eine andere heimführen würde als Eugenie. — Er sah mich zuerst an, als verstehe er mich gar nicht recht; dann aber brach sein Zorn heftig aus und er sagte mir rund heraus, daß er hiezu seine Einwilligung nimmermehr geben werde. Wie ich meinen Vater kannte, durfte ich nicht hoffen, daß er dieß sein Wort freiwillig zurücknehmen werde. Andererseits war ich aber auch nicht gesonnen, meinen Willen aufzugeben, und in meiner Leidenschaft that ich einen Schritt, der mir und Eugenie Jahre voll schweren Leides kosten sollte. Ich beredete sie, freilich nur mit großer Mühe und unter der Vorspiegelung, mein Vater werde doch nachgeben, wenn ihm nichts anderes übrig bliebe, als mir zu verzeihen, oder mich, seinen einzigen Sohn, zu verstoßen, ich beredete sie, mit mir nach Deutschland zu entfliehen. Ich besaß Schmucksachen von bedeutendem Werth, und von einem gewissenlosen Menschen, der reichen Gewinn zu machen hoffte, erborgte ich einige Tausend Gulden, um für die kurze Zeit, die ich vom Hause entfernt sein zu müssen glaubte, Mittel zum Lebensunterhalt zu haben. Wir entfernten uns heimlich von Rotterdam und reisten nach Hamburg. Dort ließen wir uns, wie Ihr aus dem Zeugniß gesehen habt, unter fremdem Namen trauen. Die Briefe, welche ich von dieser Stadt aus an meinen Vater schrieb, Briefe, von denen der eine flehentlicher um Verzeihung bat, als der andere, blieben unbeantwortet, und ich mußte mir endlich gestehen, daß mich mein Vater wirklich — verstoßen habe.

Nun ging eine traurige Zeit für uns an. Eugenie klagte nicht; aber sie wurde immer stiller, und wenn ich ihr Gesicht ansah mit dem Zug tiefer Trauer darin, so meinte

ich, vergehen zu müssen vor Leid. Dazu kamen noch andere Sorgen: unser Geld ging auf die Neige und es galt, irgend etwas zu ergreifen, was uns unseren Lebensunterhalt sicherte. Ich glaubte, am leichtesten in einem recht bewegten Leben die Stimme meines Gewissens, die sich immer lauter vernehmen ließ, überhören zu können, und so ließ ich mich, obgleich Eugenie dringend widerrieth, zur preußischen Armee anwerben. Meine Kenntnisse und der Rest meines Geldes machten es möglich, daß ich als Lieutenant im Ziethen'schen Husarenregiment eintreten konnte.

Wir führten ein elendes Leben, von dem Ihr Euch bei Euren ruhig in den gewöhnlichen, lieb gewordenen Arbeiten dahin schwindenden Tagen keine Vorstellung macht. Fortwährendes Umherziehen, die mörderischen Schlachten, aus denen ich jedoch stets unversehrt hervorging, einmal Ueberfluß, das andere Mal schreiender Mangel, das Andenken an das ruhige Leben, das ich von mir geworfen hatte, dies Alles wirkte zusammen, mich auf's äußerste herabzustimmen und ich wünschte oft, selbstsüchtig und feig genug, daß eine Kugel oder ein Schwerthieb meinem Elend ein Ende machen möchte.

Doch endlich fand ich einen Halt in der, für die ich eine Stütze hätte sein sollen, in — Eugenie; ich lernte nach und nach, zu ihr aufzuschauen, als zu einer Heldin, die muthig und standhaft blieb, selbst dann, als mitten im furchtbaren Kriegsgetümmel unser Fränzchen geboren und ihre Last dadurch verdreifacht wurde; ich begriff, was ich früher nicht begriffen hatte, das Wort: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig." Und Eugenie hat mir den Weg gezeigt, wie man zu dieser Kraft gelangt, den Weg durch aufrichtige Buße zu dem treuen Heiland, der alle unsere Sünden abgewaschen hat mit seinem Blut, und durch den Sohn zum Vater, der den abgefallenen, aber wieder kommenden Kindern ein so treuer liebevoller Vater sein will. Ich gewann Muth und Freudigkeit, und wenn der finstere Geist manchmal wiederkehrte, so reichte ein Blick, ein Wort von Eugenie hin, um mich zu treiben, daß ich mir Standhaftigkeit von Gott erflehte."

„Lobe mich nicht, Richard“, unterbrach Eugenie den Erzählenden, „preise lieber Gott, der dir und mir die Schule der Leiden zum Segen hat gedeihen lassen!“

„Eine schwere Prüfung“, fuhr Richard fort, „war uns noch vorbehalten. Es wurde Frieden geschlossen und die Armee sehr reducirt; ich fiel der Reduction zum Opfer. Eine Soldnachforderung, die mir zukam, bewahrte uns einige Zeit vor der äußersten Armuth. Aber sie kam bald genug. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich nach einer anderen Anstellung umzusehen; ich fand keine, wir kamen immer mehr herunter und mußten, was wir an Werthsachen hatten, verkaufen. So sind wir bis hieher gekommen und haben zuletzt noch den Kelch des Elends bis auf den Boden geleert. Aber nun hat uns Gott seine Gnadensonne auch in unseren äußeren Verhältnissen aufgehen lassen und das, was ich eben aus dem Brief Eures Sohnes vernommen habe, die wunderbare Fügung, daß wir so weit von unserer Heimath Verwandte finden sollten, das gibt mir die Hoffnung, daß Gott noch ganz zum guten führen werde, was wir verfehlt haben, und daß wir noch werden rühmen dürfen: „Der Herr hat Alles wohl gemacht, ihm sei Ehre in Ewigkeit.“

Der Magister und seine Frau hatten diese Erzählung nicht anhören können, ohne die tiefste Rührung und der Magister pries mit gefalteten Händen Gott, daß er die Seelen seiner Gäste, wenn auch auf sehr rauhen Wegen, doch zum Heil und zum Frieden geführt habe.

„In welcher Beziehung“, fuhr er dann fort, „Ihr mich um Rath fragen wolltet, kann ich mir nun wohl denken, Herr van Berndel. Es handelt sich um einen Brief an Euren Vater.“

„O Richard“, fiel Eugenie ein, und schlang ihren Arm um den Hals ihres Gatten, „schreib den Brief, stell ihm noch einmal Alles vor; ich glaube, Gottes Hand hat sein Herz weich gemacht und er hat einsehen gelernt, daß er doch auch nicht ganz ohne Schuld war.“

„Ja, das rathe ich Euch auch", sagte der Magister, „und meine Gebete sollen Euren Brief begleiten in's ferne Land, daß er bei Eurem Vater eine Aufnahme finde, wie die Botschaft Josephs, da er seinem alten Vater sagen ließ, er, der Todtgeglaubte, lebe noch in Egyptenland."

## Zwölftes Kapitel.

### Genesen an Leib und Seele.

In dem Zimmer des Herrn van Berndel, in welches wir den freundlichen Leser schon einmal eingeführt haben, war es um so gemüthlicher und heimlicher, je schlimmeres Wetter draußen herrschte. Denn trotzdem im Kalender der fünfundzwanzigste März stand, tobte ein regelrechter Februarsturm mit ausgiebigem Schneetreiben durch die Strassen von Rotterdam.

Am Kamin, in welchem die Buchenscheiter mit heller fast rauchloser Flamme brannten, saß der Kaufherr, merklich schlechter aussehend, als gewöhnlich, da ihm ein hartnäckiges Fieber heftig zugesetzt hatte, aber entschieden viel heiterer, als damals, wo ihn sein Zipperlein in den Lehnstuhl gebannt und schutzlos seinen trüben Gedanken überliefert hatte. Auch hatte er heute außer dem grämlichen Mops noch andere Gesellschaft, nämlich seine Tochter Philippine; und diese sitzt nicht etwa abseits in einer Ecke, nein, sie sitzt neben ihrem Vater, hat seine Hand in der ihrigen, und in ihrem Gesicht steht lauter Glück und Freude geschrieben; ja, es geschieht das Unerhörte, daß der Herr van Berndel den Kopf seiner Tochter zwischen seine Hände nimmt und ihr einen herzhaften Kuß auf die schöne Stirne drückt.

Der freundliche Leser meint: „Nun, die Arznei des kleinen lebhaften Doctors war nicht schlecht und hat ihre Wirkung gethan." Der Erzähler sagt ja dazu, denkt aber, ein anderer hat das Beste dazu gethan, der, welcher nicht

blos der Könige Herzen, sondern auch eines Kaufherrn Herz lenkt, wie Wasserbäche.

Gar oft hatte schon Gottes Finger an diesem Herzen angeklopft, und darin die Gedanken erregt, welche sich unter einander verklagen und entschuldigen. Das war geschehen in solchen trüben Stunden, wie der freundliche Leser eine mit durchgelebt hat. Das leise Klopfen aber wollte nicht fruchten, da hatte der Herr den Hammer ergriffen, der Felsen zerbricht, um so mehr die harte Rinde, die um ein Menschenherz liegt, das sein Unrecht nicht anerkennen und verbessern will nach Kräften. Der Hammer, den Gott gegen den Herrn van Berndel schwang, war der bittere Schmerz, den ihm die Schurkerei des Menschen bereitete, dem er so großes Vertrauen geschenkt hatte, daß er ihm sogar die Hand seiner Tochter bestimmte, und andererseits die schwere Krankheit, in welcher die Schrecken des Todes auf ihn einstürmten.

Ach, wie wohl hatte ihm während seines Krankenlagers die Liebe und Aufopferung seiner Tochter gethan! Wenn er in peinlicher Fieberhitze auf seinem Lager sich wälzte, so war Philippine da und bot alle Erfrischungen an, die des Hauses Reichthum herbeizuschaffen erlaubte, und wenn er nach kurzem fieberhaftem Schlummer die müden Augen aufschlug, beugte sich seiner Tochter liebliches Antlitz über ihn, auf den leisesten Wunsch zu horchen, der etwa über des Kranken Lippen kommen möchte. Da hatte er es eigentlich zum erstenmal so recht erfahren, daß es ein größeres Glück ist, ein liebendes Herz sich zugethan zu wissen, als über Millionen zu gebieten, mit denen man vieles erkaufen kann, nur das nicht, was wie Sonnenschein im menschlichen Leben ist, die Liebe.

Und als es wieder besser mit ihm wurde und er im Lehnstuhl sitzen konnte am heimlichen Kaminfeuer, ließ er doch seine Tochter kaum von seiner Seite; er konnte ihren Anblick, ihr freundliches Plaudern, ihr fröhliches Lachen nicht mehr entbehren. Sie that auch Alles, um ihn zu erheitern, und eines Tages erschien im Zimmer des Herrn

van Berndel derselbe friesische Bauer, der an jenem Ballabend aufgespielt hatte, und in dem er mit Lachen seinen deutschen Commis Karl Schönberg erkannte. Der Mops wollte sich das Geigenspiel des Deutschen nicht gefallen lassen und protestirte dagegen mit mißtönendem Geheul, mußte daher entfernt werden. Desto besser gefiel es dem Kaufherrn. Der Commis kam öfter, fast alle Tage, der Herr van Berndel unterhielt sich auch gern mit ihm und gewann ihn lieb. Philippine aber saß dabei und hörte auf seine Erzählungen von der Heimath und von den Eltern, und ihre Blicke hingen an dem frischen gutmüthigen Gesicht mit den treuen braunen Augen darin.

Eins quälte den Kaufherrn, das merkte Philippine wohl, der Gedanke an seinen Sohn. Aber sie wagte nicht, den Namen Richard auszusprechen. Heute hatte es ihr Vater selber gethan; er hatte seinen Schreibtisch geöffnet und aus dem geheimsten Fach das Silhouettenbildchen mit dem von Thränen fleckig gewordenen Rand herausgenommen. „Richard!“ hatte Philippine ausgerufen, als sie es sah, und war dann eilends in ihr Zimmer gelaufen, hatte das Kästchen geholt, das am Weihnachtsabend in ihrer Hand gewesen war, und es dem Vater gezeigt; denn das Aquarellbild unter dem Deckel war doch viel besser als der einfache Schattenriß. Der Kaufherr betrachtete es lange und schmerzlich zuckte sein Gesicht, während Philippine erwartungsvoll da saß. Endlich stellte ihr Vater das Kästchen weg, ergriff ihre Hand und sagte: „Philippine, es ist hart wenn ein Vater seinem Kind gestehen muß, daß er Unrecht gethan hat. Aber es ist so; es war unrecht, daß ich Richard verstieß, obgleich auch auf ihm große Schuld liegt. Ich habe seit jener Zeit keine glückliche Stunde mehr gehabt und das Bild Richards wird die Vorwürfe meines Gewissens rege erhalten, bis zu meinem letzten Athemzug.“ „Aber, Vater“, fiel Philippine ein, „vielleicht lebt er noch, vielleicht wäre Alles noch gut zu machen!“ „Die Hoffnung habe ich mir selber schon öfters gemacht“, erwiderte er, „aber es ist höchst unwahrscheinlich;

ich habe schon nach ihm geforscht und so viel erfahren, daß er sich in Hamburg von den Preußen anwerben ließ; er wird wohl schon lange auf einem der Schlachtfelder schlafen." „Gott kann ihn auch beschützt haben", sagte Philippine, „du solltest weiter forschen, Vater!" „Das will ich thun, soweit als möglich", entgegnete ihr Vater, „wenn mir Gott meinen Sohn wieder schenkte, so wäre ich der glücklichste Mensch. Doch ist es sein gnädiger Wille, die Strafe meiner Uebereilung auf mir liegen zu lassen bis an's Ende, so bist du mir doch noch geblieben, Pinchen!" Er hatte ihre Hand ergriffen, und als sie sich auf die seinige herabneigte, ihre Lippen darauf zu drücken, nahm er ihren Kopf zwischen seine Hände und küßte sie auf die Stirne. Das war das erste Mal, daß Philippine dieß Zeigen der Liebe von ihrem Vater empfing. Sie erröthete, wie ein Mädchen, die ihrem Bräutigam die Lippen zum ersten Kuß bietet.

„Jetzt, Pinchen", sagte der Kaufherr, „will ich ein wenig arbeiten. Du kannst auf dein Zimmer hinübergehen, und wenn Schoppmann mit der heutigen Correspondenz kommt, so schicke ihn nur zu mir herüber."

Philippine verließ das Zimmer, begleitet von dem Mops, der sich in letzter Zeit sehr an sie angeschlossen hatte, und ging durch das anstoßende Gemach in ein drittes, wo sie sich aufzuhalten pflegte, wenn sie nicht bei ihrem Vater war. Sie traf hier Gesellschaft. Am Fenster saß ein Mädchen, das wir in der Loge des Kaufherrn zuerst sahen, Lina Boerhagen. Der Herr van Berndel hatte ihr und ihrer Mutter eine Pension und Wohnung in einem seiner Häuser anbieten lassen. Sie waren deßhalb von Amsterdam herübergezogen, und Philippine hatte Lina kennen und bald auch lieben gelernt. Karl Schönberg hatte sich ebenfalls eingefunden, anzufragen, ob er heute zu seinem Herrn kommen solle.

Philippine lief auf ihre Freundin zu mit freudestrahlendem Gesicht, ohne vordersamst den Herrn Schönberg zu beachten und rief: „Denke dir nur, Lina, gerade hat mein

Vater zum erstenmal mit mir über Richard gesprochen! Er hat ihm verziehen, er will alles aufbieten, ihn wieder aufzufinden!" „Nun, da wünsche ich Gottes Segen dazu", erwiderte diese, „es gäbe für dich und deinen Vater und auch für Schoppmanns freilich kaum eine größere Freude. Aber da ist der Herr Schönberg und will fragen, ob dein Vater ihn bei sich zu sehen wünscht."

Philippine wendete sich zu dem Commis und sagte: „Mein Vater will jetzt ein wenig arbeiten, Herr Schönberg; Ihr seid also in dieser Beziehung vergeblich herauf gestiegen. Wenn Ihr aber, setzte sie, ein klein wenig erröthend, hinzu, uns die Ehre Eurer Gesellschaft schenken wollt, so wird es uns ganz angenehm sein."

Schönberg nahm Platz und die Unterhaltung verbreitete sich über dieß und jenes, was in letzter Zeit im Haus oder in der Stadt sich zugetragen hatte, bis der Mops, welcher auf einem Kissen am Boden lag, seine heisere Stimme vernehmen ließ, sich auf seinen Vorderfüßen aufrichtete und das griesgrämliche Gesicht der Thüre zuwendete.

„Aha", sagte Philippine, „da kommt sein Feind, der Doctor." Nach einem kurzen Klopfen trat dieser in das Zimmer und der Mops fuhr ihm, wie gewöhnlich, murrend und zähnefletschend entgegen. „Philippine", rief der Doctor, indem er seinen großen Stock wie eine Partisane gegen den erbosten Hund fällte, „banne doch einmal diesen bösen Geist!" Auf Philippinens Zurufen zog sich das Thier langsam und immer noch knurrend auf seinen Platz zurück. Der Doctor nahm sich einen Stuhl und setzte sich zu den Anwesenden.

„Also, guten Morgen, Kinder!" sagte er: „siehe, da ist auch unser David, der das Herz seines Herrn Saul und ich glaube auch das Herz seiner Tochter Michal mit Saitenspiel ergötzt! Wie geht es denn heute dem Chef des Hauses van Berndel und van Diehl?" Philippine hatte bei der Anspielung des Doctors das Gesicht weggewandt, um ein Erröthen zu verbergen, antwortete aber jetzt lächelnd: „Ich danke, Herr Doctor, der Vater hat recht gut geschlafen

und ist ganz heiter aufgewacht. Und denkt Euch nur, ein Name ist über seine Lippen gekommen, den er seit Jahren nicht ausgesprochen hat, der Name „Richard"; er hat den Entschluß kundgegeben, ihn aufzusuchen!" „Hat er"! erwiderte der Doctor schmunzelnd, „ja, ja, er ist mürb geworden, Pinchen; wenn es nur nicht zu spät ist! Wir wollen das Beste hoffen und vor der Hand Gott danken, daß dein Vater sich wieder zusammenklaubt; denn, jetzt kann ich es schon sagen, die Gefahr war nicht gerade gering, und es gab Augenblicke, wo ich gelinden Zweifel hegte, ob er je wieder in seiner Laterne sitzen und seine Commis commandiren werde, wie der Capitän, wenn er auf der Commandobank steht, seine Matrosen. Heute ist übrigens ein angenehmes Wetter draußen, fuhr er in seinem gewöhnlichen heiteren Ton fort und betrachtete seine Schnallenschuhe und Seidenstrümpfe, welche sehr bespritzt waren, ich glaube, es thäte bald Noth, daß ich mir Wasserstiefel anschaffe." Philippine und Lina brachen unwillkürlich in Lachen aus bei dem Gedanken, den kleinen Doctor in Wasterstiefeln zu sehen, und dieser stimmte selber herzlich mit ein.

Dieser Fröhlichkeitsausbruch wurde durch Schoppmann unterbrochen, der einige Mal umsonst angeklopft hatte und nun eintrat; sein Gesicht zeigte nicht die gewöhnliche Geschäftsmiene, sondern war ein wenig erregt, in der Hand trug er einen Brief.

„Ich habe die Ehre", sagte er in der ihm eigenen Förmlichkeit, „allerseits einen guten Morgen zu wünschen. Es freut mich, den Herren Doctor Kellerink auch hier zu treffen, ich muß um Euren Rath bitten, Herr Doctor." „Was?" erwiderte dieser, „wollt Ihr mir auch einmal etwas zu verdienen geben, Herr Buchhalter? Das wäre seit dreißig Jahren zum ersten Mal!" „Das weniger", sagte Schoppmann, „ich bin Eures Rathes in anderer Weise benöthigt, Ihr werdet gleich sehen." Damit überreichte er Philippinen den Brief.

Die Adresse lautete: „An das Handlungshaus van

Berndel und van Diehl zu Rotterdam in Holland.“ Aber die Augen Philippinens thaten sich weit auf und das Blut wich aus ihrem Gesicht, als sie die Worte las.

„Nun“, rief der Doctor und sprang neugierig auf, ist etwa das Haupt der Medusa auf diesem Brief abgebildet, daß du so erschrickst, Pinchen?“ „Still!“ flüsterte diese, als ob ihre Stimme hätte durch zwei Thüren zu ihrem Vater dringen können, „dieser Brief trägt die Handschrift meines Bruders Richard!“ „So ist es“, bestätigte Schoppmann mit zitternder Stimme.

„Das muß ich sagen“, fiel der Doctor ein, indem er sich vergnügt die Hände rieb, unser Herr Gott meint es wahrhaftig gut mit meinem alten Special Heinrich, und legt ihm auf die geschlagene Wunde gleich heilenden Balsam.“ „Ihr seid da einer Ansicht, Herr Doctor“, erwiderte der Buchhalter, „die ich nicht so ohne weiteres zu theilen wage. Wer weiß, ob der Brief nicht den alten Groll wieder wach ruft.“ „Da täuscht Ihr Euch gewaltig“, beruhigte der Doctor, „Ihr habt jetzt nicht mehr den Heinrich van Berndel vor Euch, wie er, äußerlich wenigstens, noch vor einem Vierteljahr war. Laßt Euch nur von Philippine sagen, was vorhin vorgegangen ist.“

Diese unterrichtete den Buchhalter über die veränderte Gesinnung ihres Vaters und fuhr dann fort: „Aber eine andere Frage ist die, ob wir ihm diesen Brief jetzt, wo seine Gesundheit noch schwach ist, überhaupt geben sollen. Mag sein Inhalt sein, welcher er will, auf jeden Fall wird er ihn gewaltig aufregen.“ „Das war's“, setzte der Buchhalter hinzu, „worüber ich den Herrn Doctor zu Rathe ziehen wollte.“

„Ich will Euch was sagen, Leutchen“, erwiderte dieser, „allwissend bin ich nicht, und kann im Voraus nicht sagen, wie meinem Special die Lectüre dieses Briefes bekommen wird. Aber seine Genesung ist doch schon so weit fortgeschritten, daß eine ernstliche Besorgniß nicht zu hegen ist, ja, wenn der Brief etwas Angenehmes enthielte, so glaube

ich, würde es ihm gut thun und seine vollständige Herstellung beschleunigen. Also wollen wir's riskiren. Ihr bringt ihm doch, Herr Buchhalter, gewöhnlich um diese Zeit die Correspondenz, mischt den Brief da unter die andern und tragt ihm alles mit einander hinein. Ich will einmal ein Stündlein dran wenden und den Erfolg abwarten, meine anderen Patienten müssen sich heute schon gedulden."

Der Buchhalter that, wie der Doctor sagte; er kam gleich darauf mit einem ganzen Pack Briefe wieder, unter denen er den verhängnißvollen verborgen hatte, und brachte ihn seinem Herrn hinein. Als er herausging, ließ er beide Thüren ein wenig offen stehen, und statt in's Comptoir hinabzusteigen, blieb er bei der Gesellschaft, die sich ganz ruhig verhielt und kaum weniger erwartungsvoll war, als etwa einige Candidaten, die der Eröffnung entgegen sehen, ob sie ihr Examen bestanden haben oder durchgefallen sind.

Die Geduld der Wartenden wurde etwas stark auf die Probe gestellt, es verging eine halbe Stunde, und es ließ sich nichts aus dem Zimmer des Kaufherrn vernehmen, der quecksilberige Doctor ruckte schon höchst unruhig auf seinem Stuhl hin und her.

Da hörten sie den Kaufherrn auf einmal ausrufen: „Mein Sohn, mein Sohn!" und in lautes Weinen ausbrechen. Sie eilten, Philippine voran, in sein Zimmer. „Ein Brief von Richard!" rief er noch immer schluchzend seiner Tochter entgegen, o ich bin viel zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die der Herr an mir thut, ich habe meinen Sohn von mir gestoßen und Gott schenkt ihn mir wieder!"

Philippine fiel ihrem Vater, vor Freude weinend, um den Hals, und die anderen drängten sich herzu, ihm ihre Glückwünsche auszusprechen. Er dankte mit zitternder Stimme, aber die helle Freude leuchtete aus seinen Augen, und seine etwas eingefallenen bleichen Wangen rötheten sich. „Philippine soll uns Richards Brief vorlesen", sagte er, „kommt, Schoppmann, setzt Euch zu mir." Er ergriff Schoppmanns

Hand und zog ihn auf einen Stuhl neben sich nieder. Auch die anderen nahmen Platz und Pilippine las.

Sie hörten, nicht ohne hie und da einen Ruf schmerzlichen Bedauerns einzuschalten, was der freundliche Leser im Verlauf dieser Geschichte bereits erfahren hat. Der Schluß des Briefes aber lautete: „Meine und Eugeniens ganze Sehnsucht ist darauf gerichtet, daß wir recht bald dir, lieber Vater, zu Füßen fallen und deine Verzeihung erflehen dürfen. Jeden Tag vereinigen wir uns in dem Gebet, Gott möge dein Herz also lenken, daß du uns Alles vergibst, was wir wider dich gesündigt haben und uns aufnimmst als deine lieben Kinder. Es lebt die gewisse Hoffnung in uns, daß Gott, der uns durch so viel Trübsal hindurch gerettet hat, dieß unser Gebet erhören werde.“ Dann folgten herzliche Grüße an alle, vornämlich auch von Eugenie an ihre Eltern. Ganz zuletzt stand auf dem Papier gekritzelt: „Fränzchen van Berndel“, mit den in Eugeniens Handschrift beigefügten Worten: „das hat mein Büblein, dem ich die Hand führte, geschrieben, mögen unsere unschuldigen Kinder auch als Fürsprecher gelten!“

Bei dem Lesen des Briefes waren die Augen aller Anwesenden oft in Thränen geschwommen, sogar dem Doctor war das Wasser in den vielfältigen Runzeln seines Gesichtes herabgelaufen, und er hatte sich beim Abwischen seine schönen Spitzenmanschetten verdorben. Außer dem Kaufherrn war sein Buchhalter der glücklichste unter den Anwesenden, denn was er und seine Frau so lang still ertragen hatten, war nun von ihnen genommen, und alles Leid in Freude verkehrt. Und um diese voll zu machen, geschah noch etwas, was früher auch noch nicht da gewesen. Der Herr van Berndel umarmte nämlich seinen getreuen Buchhalter und sagte unter Thränen: „Schoppmann, ich habe in meiner Leidenschaftlichkeit Euch und Eurer Frau bitter weh gethan; so bitte ich Euch um Verzeihung, die Ihr mir nicht versagen werdet, nachdem Gott mir verziehen hat.“

Dem Doctor wurde die allgemeine Rührung etwas zu

stark, und um ihr einen Damm entgegen zu setzen, rief er aus: „Holla, der Chef und der Buchhalter des Hauses van Berndel und van Diehl umarmen sich! Wer mir das vor einem Vierteljahr gesagt hätte, den hätte ich als reif für das Irrenhaus erklärt! Aber jetzt will ich dir etwas sagen, alter und nun höchst glücklicher Special Heinrich." — „Halt einmal Doctorlein", fiel ihm der Kaufmann in's Wort, „zuerst will ich dich etwas fragen: Wann kann ich reisen?" „Reisen?" erwiederte der Doctor, „ich glaube die Freude hat dich ganz auseinander gebracht. Da schau einmal hinaus! Das ist ein liebliches Reisewetter für einen Menschen, der mit knapper Noth dem Tod entronnen ist. Nein, daraus wird nichts! Ich leid's nicht, später einmal! Ich möchte dir überhaupt rathen, daß du dich jetzt so viel als möglich beruhigst, sonst könnte es einen kleinen Rückfall geben."

Der Herr van Berndel hatte über seiner Freude seine Schwäche ganz vergessen; jetzt machte sie sich ihm fühlbar. „Du hast recht, Doctor", sagte er, „ich bin zum Reisen noch zu schwach; aber schreiben will ich Richard gleich, um ihn sobald als möglich aus aller Angst zu reißen, und Ihr Schoppmann werdet gewiß auch einen Brief beilegen an Eure und meine Tochter Eugenie. Wenn sich der Frühling einstellt und ich mit Gottes Hilfe wieder kräftiger bin, will ich meine Kinder selber abholen. Philippine soll mich begleiten und Ihr auch, Schönberg, damit Ihr Eure Heimath und Eure alten Eltern wieder seht."

Während dieser letzten Unterredung hatte Lina Boerhagen das Zimmer verlassen, um Frau Schoppmann die Freudenbotschaft mitzutheilen. Als ihr Mann einige Zeit später in derselben Absicht zu ihr kam, fand er sie auf ihren Knieen liegend und die Hände zu einem Dankgebet gefaltet.

# Dreizehntes Kapitel.

## Wiedersehen.

Der Herr Graf von Waldheim machte mit seinem Stallmeister einen Spazierritt. Die Strasse, auf welcher ihre prächtigen Pferde tänzelnd dahinschritten, zog durch einen Buchenwald, über den der Mai den smaragdenen Blätterschmuck ausgeschüttet hatte, während am Strassenrand das Maiblümchen und der Waldmeister ihre zarten Blüthenglocken im lauen Winde neigten und die ganze Luft mit köstlichem Wohlgeruch erfüllten.

„Es ist schon so, Herr van Berndel", sagte der Graf zu seinem Gefährten, „ich habe mit meinen Stallmeistern kein Glück. Der eine ergibt sich dem Suff, daß ich ihn davon jagen muß, und der andere, der da versprach eine Perle von einem Stallmeister zu werden, entpuppt sich aus einem bettelarmen reducirten Lieutenant zu einem Kaufmannssohn aus Holland, gegen den gehalten unser einer eigentlich ein armer Schlucker ist." Dazu lachte seine rechte Gesichtshälfte, obgleich es ihm mit seiner Klage genau genommen bitterer Ernst war. Denn Richard hatte seinen Pflichten bestens obgelegen, und überdieß konnte der Graf in seiner Gesellschaft in Kriegserinnerungen schwelgen, was ihm bei seinem ziemlich einförmigen Leben sehr erwünscht war.

„Es thut mir in der That leid", entgegnete Richard, „daß ich Euch, Erlaucht, nun bald verlassen muß. So sehr sich mein Herz zu meinem Vater und in mein Vaterhaus zurücksehnt, werde ich doch nie Eure große Freundlichkeit gegen mich vergessen, und gar oft noch zurückdenken an die schönen Tage, die ich zwischen den fränkischen Bergen verlebt habe." „Ich möchte Euch eigentlich sehen, Geschätztester", spottete der Graf, „wie Ihr auf dem ledernen Comptoirbock reitet. Ich meine, es muß Euch doch etwas eigenthümlich vorkommen!" Richard lachte und sagte: „Nun, Erlaucht, es gibt auch in Holland Pferde, und ich darf mir schon erlauben, hie und da einmal den besagten Bock mit dem Rücken eines

tüchtigen Gaules zu vertauschen und so Lieutenants- und Stallmeistererinnerungen wach zu rufen." „Recht so", entgegnete der Graf, „ich sage Euch, laßt das Reiten nicht, es ist ein probates Mittel gegen dickes Blut und Zipperlein, absonderlich für Comptoirmenschen. Aber horcht einmal, es kommt mir vor, als ob da einer fahre, wie ein Narr!"

Er und Richard zogen die Zügel der Pferde an. Es ließ sich in der That sehr heftiges Räderrasseln und Hufschläge von mehreren in raschester Gangart dahinrasenden Pferden vernehmen, aber noch nichts sehen, weil die Strasse eine scharfe Biegung machte. „Da geht's nicht mit rechten Dingen zu", sagte der Graf, „wir wollen einmal sehen, Herr Stallmeister." Im nächsten Augenblick flogen die edeln Pferde in sausender Carriere dahin und bogen um die Strassenkrümmung. „Da habt ihr die Bescherung", stieß der Graf hervor und deutete mit der Reitpeitsche auf eine Chaise, die von vier scheu gewordenen Pferden in rasender Eile auf der Strasse dahergeschleppt wurde und in größter Gefahr stand, an einem der am Strassenrand stehenden Bäume in Atome zerschellt zu werden. „Seht nur", schrie Richard, „den unsinnigen Menschen, der an dem vordern Handpferd hängt und es halten möchte. Wenn er es ausläßt, ist er des Todes, denn die Pferde und der Wagen gehen über ihn weg." „Herunter vom Gaul, Herr Stallmeister", entgegnete der Graf, „da müssen wir helfen!"

Wie der Blitz war er und sein Begleiter vom Pferd, im Augenblick die Zügel gekoppelt und um einen Baum geschlungen. Dann liefen sie den scheuen Pferden entgegen, die mit der größten Schnelligkeit näher kamen.

„Ihr nehmt das vordere Sattelpferd, Stallmeister", schrie der Graf, „ich das hintere Handpferd!"

Der Moment war da, wo dieß gefährliche Experiment ausgeführt werden mußte, und es wurde ausgeführt, wie es von Männern zu erwarten war, die so oft in den Schlachten und Gefechten nur ihrer körperlichen Gewandtheit und ihrer Geistesgegenwart ihr Leben verdankten.

Richard ergriff den Zügel des Sattelpferdes mit solcher Gewalt, daß es auf die Kniee niederfiel, während das hintere Handpferd, auf das sich der Graf wie eine Katze gestürzt hatte, hoch sich aufbäumte, ohne ihn jedoch abschütteln zu können; mit einem Ruck hielt der Wagen und der Mann, der am vorderen Handpferd gehangen hatte, fiel von dessen Hals herab und kugelte in den Strassengraben hinunter.

In Schweiß gebadet und am ganzen Leib zitternd standen die Pferde da und regten kein Glied mehr, nur ihre Flanken hoben sich von dem keuchenden Athemholen.

„Holla, Herr Stallmeister", rief der Graf, dessen einziges Auge vor Vergnügen funkelte, „das war ein Kunststückchen, das uns so schnell keiner nachmacht. Da seht, wie die Bestien jetzt dastehen und zittern und keuchen, und vor einer Minute sind sie daher gerannt, als wenn sie von einem bösen Geist besessen wären. Da, macht einmal die Zügel an dem Rad fest, daß ihnen das Durchbrennen vergeht; dann wollen wir nach der Ladung schauen, es rührt sich gar nichts da drinnen in dem alten Kasten des Posthalters von Weißenthal."

Er trat mit Richard an den Schlag und öffnete ihn. Ein alter Mann und ein junges Fräulein saßen darin, beide schreckensbleich und starrten das schändlich zerhauene Gesicht des Grafen an, als wäre er ein Räuberhauptmann, der gekommen sei, sie höflichst aufzufordern, auszusteigen und sich gefälligst ausplündern zu lassen. Ehe jedoch der Graf noch einen Scherz zu Wege bringen konnte, mit dem er sich bei den zum Tod Erschreckten einführen wollte, sah er sich plötzlich bei Seite geschoben, Richard sprang in die Kutsche mit dem Ruf: „Vater! Philippine!" Wo noch vor Kurzem starrer Schrecken gewaltet hatte, verwandelte sich dieser in die höchste Freude. Der alte Kaufherr hielt den Kopf seines Sohnes eine Zeit lang fest zwischen seinen Händen und betrachtete die Züge, die zu sehen er sich oft gesehnt hatte. Es waren noch die alten und doch nicht mehr die alten, sondern männlicher, fester, nicht mehr die Züge eines Jüng-

lings, sondern die eines Mannes, der vieles erfahren und manchen Sturm über sich hat hinbrausen lassen. Es ging dem alten Herrn, wie dem Erzvater, da er seinen todt geglaubten Sohn begrüßte: weinend fiel er Richard um den Hals und dieser drückte seinen Vater fest an sich, als wollte er damit zeigen, daß fortan nichts mehr trennend zwischen sie treten sollte. Als der Herr van Berndel seinen Sohn aus den Armen ließ, wendete sich dieser zu Philippine, die aber trotz der Freude, welche ihr das Wiedersehen ihres Bruders bereitete, in höchster Unruhe war; kaum daß sie seinen Willkomm-Kuß empfangen hatte, rief sie: „Aber was ist denn aus Karl geworden, aus dem Herrn Schönberg wollte ich sagen, aus unserem Begleiter, er sprang vorhin aus dem Wagen!“

„Da kann ich dienen, gnädiges Fräulein“, mischte sich der Graf ein, „als wir die Pferde stellten, fiel ein Mensch vom Hals des vorderen Handpferdes und rollte in den Graben hinab.“ Philippine wurde bleich vor Schrecken; sie stieg eilends aus dem Wagen und lief auf den Graben zu, die anderen folgten in nicht geringer Angst, es möchte doch noch ein Unglück passirt sein.

Der spielgewandte Commis war jedoch ohne bedeutende Verletzung davon gekommen; er lag zwar betäubt und mit einer kleinen Stirnwunde, von der das Blut herabträufelte, im Graben, aber die Berührung durch Philippinens Hand, welche seinen Kopf emporhob, goß neue Lebenskraft in seine Glieder. Bald stand er wieder fest auf seinen Füssen; nur im Kopf war es ihm noch etwas wirbelig, so wirbelig, daß er die Hand seiner schönen Reisegefährtin fest in der seinigen behielt, als wolle er sie gar nicht mehr loslassen, während diese mit ihrem feinen Spitzentaschentuch ihm das Blut von seiner Stirne trocknete. Richard mußte lächeln und der Graf raunte ihm in's Ohr: „Da gibt es wieder eine Mesalliançe, so wahr ich ein alter Junggeselle bin, aber dießmal wird der alte Herr nachgeben.“ Dann fuhr er laut fort: „Es ist jetzt Zeit, Herr van Berndel, daß ich mich Euch und

Eurer Fräulein Tochter vorstelle als den Grafen Erich von Waldheim und Euch gratulire, daß Ihr nicht Hals und Bein gebrochen habt; es war nicht weit davon." „Wir können Euch nicht genug danken, Erlaucht", entgegnete der Kaufherr, „Ihr habt uns aus offenbarer Todesgefahr errettet." „Nun", sagte der Graf, „am meisten Dank verdient eigentlich Gott, der mich und Euren Sohn des Weges führte, und wenn Ihr noch jemanden danken wollt, Herr van Berndel, so dankt unserem Magisterssohn da, der noch mehr kann als Geigenspielen. Hätte der sich nicht wie eine Klette an das vordere Handpferd gehängt, so wären die Bestien wahrscheinlich von der Strasse abgewichen und Ihr läget halb oder ganz zerschmettert im Graben."

Der also gelobte ließ endlich die Hand Philippinens los und ging auf den Grafen zu, um ihn als den Patron und Freund seines Vaters eigens zu begrüßen. Dieser nahm ihn bei der Rockklappe und flüsterte ihm ein paar Worte zu, bei denen sich seine rechte Wange grinsend verzog, und die dem Commis eine bedeutende Röthe über das Gesicht jagten.

„Aber, was ich noch fragen wollte, Herr van Berndel, wo habt Ihr denn eigentlich den Schwager gelassen?" so wandte sich der Graf an den Kaufherrn. Der hatte vor lauter Schrecken und Freude den armen Postillon total vergessen und hätte keinen Aufschluß geben können, wenn nicht der Gewünschte plötzlich hinter dem Wagen hervorgetreten wäre, wohin er sich voll bösen Gewissens während der Auferstehung des Commis aus dem Graben geschlichen hatte. „Da bin ich", sagte der arme Kerl und zitterte dabei, daß die hohen steifen Rohre seiner Kanonenstiefel aneinander klapperten wie Castagnetten. „So, da bist du", sagte der Graf, indem er mit seiner Reitpeitsche in höchst verdächtiger Weise auf seine Reitstiefel hieb. „Kerl, was soll ich dir thun? Weißt du, daß du um ein Haar ein schreckliches Unglück angerichtet hättest?" „Ich kann nichts dafür, Erlaucht", erwiederte der Postillon, „ein Hase lief über den

Weg, da scheuten die Pferde und der Sattelgaul warf mich ab, daß mir alle Rippen im Leib krachten.“ „Hase! Flausen! Geschlafen hast du! Mache dein Geschirr zusammen, Mensch, und sitz wieder auf, oder ich vergreife mich an dir!“

Bald war Alles in Ordnung, und der Wagen setzte sich wieder in Bewegung. Richard und der Graf ritten rechts und links am Schlag und unterhielten sich mit den Insassen, bei welcher Gelegenheit der Letztere den Kaufherrn einlud, während seines Aufenthalts in Waldheim im Schloß zu wohnen.

Als sie an das Thor des Städtchens kamen, ritten der Graf und Richard voraus; der Schwager nahm sich zusammen und fuhr im scharfen Trab durch die Strassen, während sein Posthorn so lustig klang, daß die Waldheimer Bürger die Fenster aufrißen, zu sehen, wer da so stattlich angefahren käme.

Im Garten des Magisterhauses aber saß Eugenie unter dem blühenden Weichselbaum. Vor sich in einem Wiegelein hatte sie ihr Mariechen stehen, dessen rothgeschlafene Bäcklein gar reizend aus den schneeweißen Kissen hervorschauten. Sie selber war auf der Bank von Ahornästen sanft eingeschlafen, denn der Tag war warm und in den Blüthen des Weichselbaumes summten die Bienen ein gar so heimlich Schlummerlied. Die langen weichen Wimpern deckten das schöne Augenpaar und aus dem ein wenig geöffneten Mund leuchtete die untadelhafte Reihe der Perlenzähne hervor. Die Magisterin saß strickend neben ihr und betrachtete die Schlummernde, wie eine Mutter ihr Kind betrachtet; sie hatte sich so gewöhnt an die stille sanfte schöne Frau; es that ihr weh, sie bald von sich lassen zu müssen auf Nimmerwiedersehen.

Da klingelte die Thüre des Hauses und als die Magisterin zu öffnen ging, trat ihr die ganze Gesellschaft entgegen, die wir vorhin im Wald bei einander sahen. Während sie und ihr aus seinem Zimmer herbeigekommener Mann

den Sohn begrüßten, und sich den reichen Kaufherrn aus Rotterdam und seine Tochter vorstellen ließen, während Fränzchen von seinem Großvater und noch mehr von seiner Tante abgeherzt und abgeküßt wurde nach Herzenslust, schlummerte Eugenie noch immer fort.

Schöne Träume mußten ihren Geist beschäftigen, denn als alle leise in den Garten traten, sahen sie, wie ein holdes Lächeln über ihr liebliches Gesicht dahinzog.

Der Magister und sein Sohn beschlossen sie zu wecken auf die sanfteste Weise. Der eine holte seine Viola der andere seine Violine. Sie stellten sich sammt allen Anwesenden hinter ein blühendes Fliederbosquet. Auch Fränzchen verhielt sich ganz ruhig, denn er hing an den Rock=Taschen seines Großvaters, die sich ihm als unerschöpfliche Fundgruben von Nürnberger Leckereien erwiesen hatten.

Zuerst leise, dann immer gewaltiger anschwellend, erklang hinter dem Fliedergebüsch die Melodie zu dem Choral: „Nun lob' mein Seel den Herren, was in mir ist den Namen sein!"

Wieder glitt das schöne Lächeln über Eugeniens holdes Angesicht und die fallenden Blüthenblätter des Weichselbaums lagen wie Schneeflocken auf den blonden dicken Flechten. Endlich schlug sie die blauen Augen auf und das erste, was sie erblickte, war der alte Herr, der mit thränennassem Angesicht auf sie zueilte. „Mein Traum, mein Traum!" rief sie und lag im nächsten Augenblick in den Armen, die sich ihr jetzt so bereitwillig öffneten.

---

## Vierzehntes Kapitel.

### Schluß.

Eigentlich und genau genommen hätte der Erzähler nach dem Punkt, mit dem er das vorige Kapitel schloß,

einen langen dicken Strich machen und von dem Leser Abschied nehmen können. Weil er aber der alten Familienüberlieferung, die ihm den Stoff zu vorstehender Erzählung bot, bis dato getreulich nachgeschrieben hat, so muß er doch, dieser Tradition folgend, noch einiges beifügen.

Der junge Herr van Berndel stiftete in die Kirche zu Osterhofen, wo sein Mariechen getauft worden war, einen sehr schönen Taufstein von Marmor, und der ganzen Bauernschaft, die bei dieser Taufe zu Gevatter gestanden war, gab er einen großen Schmaus im Gasthof zum goldenen Hirsch in Waldheim, bei dem er mit Eugenie präsidirte und zu dem sich auch der Graf eingefunden hatte. Dem Tannenwirth schmeckte kein Bissen; denn er sollte einen Toast ausbringen auf den Herrn van Berndel, war er doch Schulze von Osterhofen. Zwar hatte ihm der Schulmeister von dort einen solchen aufgesetzt und ihn durch vielmaliges Vorlesen eingebläut; aber er hatte die Ahnung, daß er unfehlbar stecken bleiben werde. Nachdem die Hälfte der Gänge des Essens vorüber war, erhob er sich räuspernd und ergriff ein Glas mit Wein. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. „Hochgeehrte Gesellschaft!“ hub er an, „ich erlaube mir einige Worte zu sprechen — zu sprechen. Es ist uns die große Ehre wiederfahren“ — starkes Räuspern, einige unartikulirte Laute, dann tiefe peinliche Stille, die auf den armen Schulzen so sehr drückte, daß er ordentlich immer kleiner wurde. Da schnellte neben ihm die Tannenwirthin in die Höhe, drückte ihn auf seinen Stuhl nieder, ergriff ihrer Seits ein Weinglas, und fließend kam über ihre Lippen der Toast: „Hochgeehrte Versammlung! ich erlaube mir einige Worte zu sprechen. Es ist uns die große Ehre wiederfahren, von dem Mann, dem wir eine Freundkichkeit zu erweisen im Stande waren, da er sich in einer schlimmen Lage befand, hieher eingeladen zu werden, damit wir uns freuen sollten über das Glück, das ihm nun zu Theil geworden. Dafür sind wir ihm Dank schuldig. Den können wir ihm aber nur abstatten mit dem Wunsch, daß sein und seiner ganzen

Familie Lebensweg hinfort ein heiterer und glücklicher sei. Wer diesen Wunsch hegt, der ergreife sein Glas und lasse den Herrn van Berndel und seine Gemahlin hoch leben, ja, sie sollen leben hoch! hoch! hoch!" Jauchzend stimmten die Anwesenden ein und die Gläser klangen fröhlich zusammen. Der Graf aber wollte fast ersticken vor Lachen und sagte: „Ja, ja, die Tannenwirthin! Mein alter Director, der Spaßvogel, hat wahrhaftig Recht gehabt!"

Einige Monate, nachdem die Rotterdamer Gäste Waldheim wieder verlassen hatten, erschien der Jude Schmul ben Aaron in Osterhofen mit ein Paar Pinschgauer Pferden, an denen die Bauern ihre Augen weideten. Er kehrte beim Tannenwirth ein und schlug ihm einen Tausch vor zwischen seinen zwei Pinschgauern und den Gäulen, welche den Feldbau des Wirthes besorgen halfen und weder an Schönheit noch Kraft hervorragende Exemplare ihres Geschlechtes waren. Der Wirth wollte nichts davon wissen, denn er meinte natürlich, er müsse sehr viel aufgeben. „Nu, Herr Wirth", sagte der Jude, „was meint Ihr! Ich will Euch dalassen meine zwei Pinschgauer und Ihr sollt mir mitgiben Eure zwei Osterhofer, ich bin emal gerad versessen af die Gäul!" Der Tannenwirth meinte der Schmul ben Aaron sei plötzlich, verrückt geworden. Aber der Jude machte Ernst; es dauerte keine fünf Minuten, so standen die trefflichen Pferde aus dem Pinschgau im Stall und die Mähren des Wirths schritten hinter ihrem neuen Besitzer zum Dorf hinaus. Sein Weib aber, das gerade vom Feld herein kam, steckte dem Wirth ein Licht auf, von wem eigentlich die Pinschgauer seien.

Und nun weiß ich, daß die freundliche Leserin noch ein Fragezeichen auf dem Herzen hat, welches, in's Deutsche übersetzt, lautet: „Kriegt er sie, oder kriegt er sie nicht?" Ich bin, eben nach jener Familienüberlieferung, im Stande, sie zu beruhigen mit der Versicherung: „Er kriegt sie." Ja, ich kann ihr sogar noch verrathen, daß Lina Boerhagen in dem Hause Schönbergs und Philippinens lange

Jahre den guten Geist spielte, den man sonst mit dem Ehrennamen: „Gute Tante" bezeichnet. Und wenn der Erzähler in dieser Geschichte die wahren Namen hätte nennen dürfen, so könnte die freundliche Leserin heute noch den Namen, den wir mit Schönberg wiedergaben, lesen, wenn sie nachschlagen wollte in dem Adreßbuch von Rotterdam.

Im Verlage der **C. H. Beck**'schen Buchhandlung in Nördlingen sind erschienen:

# Deutsche Volks- und Jugendschriften.

1. **Wild, K., Martha.** 11½ Bog. 12 Sgr. od. 36 kr.
2. — — **Der Verbrecher und sein Freund.** Zweite Auflage. 5⅞ Bog. 7½ Sgr. od. 24 kr.
3. **Mittermaier, L., Die Söhne des Waffenschmieds.** Ein lehrreiches Lebensbild aus den Zeiten des Mittelalters. Zweite Auflage. 8½ Bog. 8 Sgr. od. 27 kr.
4. **Reidenbach, J. A., Hans.** Eine wahre Geschichte aus der jüngsten Zeit. 9 Bog. 12 Sgr. od. 36 kr.
5. **Lampert, Fr., Für's Vaterland.** Aus dem Leben eines bayerischen Trompeters. 5½ Bog. 7½ Sgr. od. 24 kr.
6. Schricker, Dr. August, **Deutsch und Welsch** oder **Der Franktireur.** Eine Erzählung aus dem Elsaß und dem Kriegsjahre. 4 Bog. 6 Sgr. od. 21 kr.
7. **Stöber, W., Glück aus Leid.** Eine Erzählung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. 7 Bog. 9 Sgr. od. 30 kr.
8. **Stöber, W., Schuld und Gnade.** Erzählung. 6½ Bog. 9 Sgr. od. 30 kr.
9. **Lampert, Fr., Des Thürmers Töchterlein von Rothenburg.** Eine Erzählung aus dem Jahr 1631. 6¾ Bog. 9 Sgr. od. 30 kr.

Jährlich sollen einige Bändchen dieser Sammlung erscheinen.

---

Im gleichen Verlage ist erschienen:

**Reidenbach, J. A., Ernst.** Eine wahre Geschichte, frei nach dem Englischen. 5¾ Bog. 8 Sgr. od. 27 kr.

Eine vortreffliche christliche Jugendschrift von großer Frische und Anmuth, die Alt und Jung Freude bereiten wird.